

Glauben aus gutem Grund

Prof. Dr. Walter Saft

Die drittgrößte „Konfession“ in Deutschland sind die Menschen, die keiner Kirche mehr angehören. „Ich brauche keinen Gott, ich komme auch alleine gut zurecht“, sagen manche von ihnen. Und andere tun Gott als Konstrukt oder Einbildung von Menschen ab.

Christen sollen sich von solchen Stimmen nicht in die Ecke drängen lassen, sondern im Gespräch mit den Konfessionslosen und Atheisten Position beziehen. Denn es gibt gute Gründe für den Glauben. Professor Dr. Walter Saft (Bad Kissingen), der frühere Professor für ökumenische Theologie in Jena und Oberkirchenrat für Westthüringen, zeigt sie in der neuen Sonntagsblatt-Serie „Glauben aus gutem Grund“ auf.

Gott hat aufgehört, die selbstverständliche Voraussetzung unseres Denkens und Fühlens zu sein. Bis zur geistesgeschichtlichen Epoche der Aufklärung waren alle Menschen von dem Glauben erfüllt, dass es Gott gibt, dass er die Welt geschaffen hat und ihre Geschichte lenkt. Keiner wäre auf die Idee gekommen, die Existenz Gottes zu bestreiten. Das Gebet gehörte selbstverständlich zum Leben. Für die meisten war die Bitte um Gottes Schutz und Geleit ein Element ihres Tagesablaufs.

Viele waren von der Frage umgetrieben: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Martin Luther brauchte diese Frage nur zu formulieren, um das Gehör seiner Zeitgenossen zu finden.

In unserer Zeit leben viele Menschen so, als ob es Gott nicht gäbe. Sie haben ihre ganze Aufmerksamkeit auf eine Sachwelt gerichtet: Auf die Sicherung des Lebensstandards und ein Leben, das Spaß macht. Gott spielt in ihrem Leben allenfalls noch eine Nebenrolle. Bei ihren Planungen und Unternehmungen verlassen sie sich ganz auf ihre eigene Kraft. Der Gedanke, dass Gott seinen Segen dazu geben müsste, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Gott ist aus ihrem Leben weithin herausgedrängt. Statt zu fragen, wie sie vor Gott bestehen können, beschäftigt sie die Frage, wie sie Karriere machen und aus dem Leben möglichst viel für sich herausholen können. Ihr Blick ist ganz auf das Diesseits gerichtet. Alle Aussagen über ein Jenseits halten sie für irreführende Spekulationen. Alle Fragen nach Gott und einem letzten Sinn des Lebens beantworten sie mit der lakonischen Feststellung: Es gibt keinen Gott, und einen letzten Sinn des Lebens gibt es auch nicht. Ihre Lebensmaxime lautet: „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot“ (1. Korinther 15, 32).

Viele sind Atheisten (das heißt Gottesleugner) aus Gleichgültigkeit. Sie haben sich abgewöhnt, Fragen zu stellen, die über das Alltägliche hinausgehen. Ihre Fragen kreisen um das Nächstliegende, ihre Grundeinstellung ist materialistisch.

Menschen, deren einziges Lebensziel der berufliche Erfolg ist, sind nur schwer aus ihrer Scheinsicherheit herauszubringen. Wie soll man einem Menschen begegnen, der sagt: „Ich bin rundum zufrieden. Ich habe eine Arbeit, die mir Spaß macht, und verdiene genug, um meine Familie zu ernähren. Meine Kinder entwickeln sich ordentlich. Mir fehlt nichts. Wozu brauche ich Gott?“ Dieser gedankenlose Atheismus ist wohl am weitesten verbreitet. Seine Vertreter sind für die Gottesfrage nicht ansprechbar. Alle Gespräche mit ihnen führen nicht weiter.

Erst wenn diese Menschen in eine Lebenskrise (etwa in einen folgenreichen Unfall oder eine schwere Krankheit) geraten, bricht die Frage aus ihnen hervor: „Womit habe ich das verdient?“ Und diese Frage ist (freilich meist unbewusst) an Gott gerichtet.

Doch neben den gedankenlosen Atheisten gibt es auch Gottesleugner, die ihre Überzeugung theoretisch begründen. Sie bestreiten die Existenz Gottes teils aus psychologischen, teils aus sozialen, teils aus wissenschaftlichen Gründen.

Nach dem Philosophen Ludwig Feuerbach ist Gott nichts anderes als ein an den Himmel projiziertes menschliches Idealwesen, das alles enthält, was der Mensch zu sein wünscht, aber nicht ist. Nach Feuerbachs Sicht schafft nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch schafft Gott. Ganz folgerichtig steht deshalb auf seinem Denkmal in Nürnberg: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bild und Gleichnis.“

Weil der Philosoph der Überzeugung ist, dass der Mensch nicht voll zum Menschen werden kann, solange noch Gott über ihm steht und als solcher verehrt wird, bekämpft er die religiöse Gottesvorstellung mit allen Mitteln seines Verstandes. In Fortführung seiner Gedanken sagt der französische Philosoph Jean Paul Sartre: „Wenn Gott existiert, ist der Mensch nichts ... Je religiöser ein Mensch ist, um so weniger ist er Mensch - je mehr der Mensch ein Mensch wird, um so weniger religiös wird er.“

Karl Marx bekämpft den Glauben an Gott aus sozialen und politischen Gründen. Nach seiner Überzeugung ist dieser Glaube „der Seufzer der bedrängten Kreatur“ und „das Opium des Volkes“. Weil er den Menschen auf ein Jenseits vertröste, hindere er ihn daran, die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Welt zu verbessern. Darum sei die Bekämpfung des Glaubens die Voraussetzung für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und die Überwindung des menschlichen Elends. Von daher erklären sich die heftigen Attacken, die die kommunistischen Staaten gegen die Kirchen geführt haben.

Die Anhänger der geistesgeschichtlichen Epoche der Aufklärung wandten sich aus wissenschaftlichen Gründen gegen den Glauben an Gott. Sie waren der Auffassung, dass die menschlichen Erkenntnisse in den Naturwissenschaften so weit fortgeschritten seien, dass man Gott zur Erklärung der Welt, der Natur und des Lebens nicht mehr brauche. Sie behaupteten einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Wissenschaft und Glaube, indem sie Glaube mit Nichtwissen gleichsetzten. Von daher waren sie überzeugt, dass der Glaube an Gott mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntnisse von selbst absterbe. Ein gezielter Kampf gegen den Glauben erschien ihnen darum überflüssig. Sie haben zwar mit ihrer Prognose nicht recht behalten, aber immer noch bestimmt stimmt der von ihnen konstruierte Gegensatz zwischen Wissen und Glauben das Denken vieler Menschen.

Noch radikaler als der Atheismus stellt der Nihilismus den Glauben an Gott in Frage. Während der Atheismus Feuerbachs und Marx' Ziele verfolgt und Werte vertritt, ist der Nihilismus ziellos und verleugnet Werte grundsätzlich. Hinter dem gegenwärtig zu beobachtenden Werteverfall stehen zweifellos nihilistische Gedanken. Viel stärker, als uns im allgemeinen bewusst ist, sind nihilistische Gedanken in viele Bereiche unseres Denkens eingebrochen. Viele Werke der Gegenwartsliteratur und -kunst sind von nihilistischem Gedankengut durchsetzt.

Die Ziellosigkeit des Nihilismus beschreibt der amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway sehr anschaulich: „Mein Leben ist ein dunkler Weg, der nach nirgendwo führt und wieder nach nirgendwo, immer und ewig nach nirgendwo, dunkel und ohne Ende nach nirgendwo.“ Die Infragestellung aller Werte kann man nicht deutlicher ausdrücken, als es der französische Philosoph Jean Paul Sartre getan hat: „Es ist sinnlos, dass wir geboren werden, es ist sinnlos, dass wir sterben. Es kommt auf dasselbe hinaus, ob einer betrunken oder Führer von Völkern ist. Der Mensch ist eine nutzlose Leidenschaft.“ Es ist nicht schwer einzusehen, dass jede Gemeinschaft zerfällt, wenn sie von so einer nihilistischen Haltung beherrscht wird.

Noch stärker als der Atheismus, der theoretischen Überlegungen entspringt, trifft uns die Form des Atheismus, die aus unbegreiflichem Leid hervorgeht. Wenn ein Kind von einem betrunkenem Lenker totgefahren wird oder wenn eine Naturkatastrophe Tausende in den Tod reisst, dann fragen alle: „Wie kann Gott das zulassen?“ Wenn Gott da wäre, dann

müsste er doch solches Elend verhindern. Wenn er es nicht tut, dann ist er auch schuld daran. Ein schuldiger Gott aber wäre ein Widerspruch in sich selbst. Daraus folgern die Betroffenen, dass es ihn gar nicht gibt. Wer die menschliche Geschichte mit ihren Blut- und Tränenströmen, mit ihren Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten nüchtern beobachtet, gewinnt den Eindruck, dass alles so abläuft, als ob es Gott nicht gäbe. Die Unbegreiflichkeit vieler Schicksale ist eine ernsthafte Anfrage an unseren Glauben an den allmächtigen Gott, der - wie es in einem Lied heißt - „alles so herrlich regieret“.

Wir können nicht hinter den Atheismus zurück, wir können auch nicht an ihm vorbei, sondern müssen durch ihn hindurch. Darum müssen wir uns seinen unbequemen Fragen stellen. Das wird uns, wenn wir ehrlich gegen uns selbst sind, nicht schwerfallen, denn in jedem von uns steckt etwas von diesen verschiedenen Formen des Atheismus drin. In bedrängten Situationen stellen wir ganz ähnliche Fragen.

Die Infragestellung Gottes hat natürlich auch eine Infragestellung seines Wortes mit sich gebracht. Um einer Aussage Nachdruck zu verleihen, brauchte ein Theologe in früheren Zeiten nur zu sagen: „Es steht geschrieben.“ Denn was geschrieben stand, das galt. Heute macht jeder Prediger die Erfahrung, dass ihm nur eine Aussage als Wahrheit abgenommen wird, wenn sie durch ihren Inhalt überzeugt. Ein Zeugnis von der veränderten Einstellung des aufgeklärten Menschen zur Heiligen Schrift gibt G. E. Lessing: „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Überlieferungen können ihr keine Wahrheit geben, wenn sie keine hat.“

Trotz Atheismus und Nihilismus ist die Frage nach Gott in unserer Zeit neu aufgebrochen. Darüber sind alle verwundert, die ein religionsloses Zeitalter vorausgesagt hatten. Für Christen ist das weniger überraschend, weil sie davon überzeugt sind, dass Gott nicht aufhört zu existieren, wenn die Menschen aufhören, nach ihm zu fragen.

Für die Kirchen bedeutet dieses neue Fragen nach Gott eine große Herausforderung an ihre Verkündigung. Diese muss argumentativ sein, weil es nach der Aufklärung keinen naiven, nicht nachdenkenden Glauben mehr gibt. Heute genügt es nicht mehr, einfach zu sagen: „Ich glaube.“ Solch ein Bekenntnis rauscht an den Ohren unserer informationsüberfluteten Zeitgenossen vorbei. Sie hören erst hin, wenn der Glaube mit existentiellen Erfahrungen untermauert wird. Carl Friedrich von Weizsäcker sagt über den Glauben in dieser veränderten Situation: „Er ist fortan mit Bewusstsein geschlagen.“

Argumentative Verkündigung bezieht bewusst das eigene Erleben in die Verkündigung ein. Sie geht davon aus: Einem Prediger wird die Wahrheit, die er verkündet, nur abgenommen, wenn sie durch ihn hindurchgegangen und durch eigene Erfahrungen bestätigt worden ist.

Über sein Reden von Gott sagt der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber: „Ich zeuge für Erfahrung und appelliere an Erfahrung... Ich habe keine Lehre, ich zeige nur etwas. Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist. Ich nehme ihn, der mir zuhört an der Hand und führe ihn zum Fenster. Ich stoße das Fenster auf und zeige hinaus.“

Argumentative Verkündigung muss darauf achten, dass die Frage vor der Antwort steht, weil die Hörer nur solche Glaubenswahrheiten aufnehmen, die Antworten auf zuvor gestellte Fragen sind. Die viel besprochene Predignot hat darin eine wesentliche Ursache, dass in der Predigt nur allzu oft Antworten gegeben werden, die gar nicht Antworten auf die Fragen der Menschen unserer Zeit sind. Bischof Stählin hat die Verkündigungspraxis in unseren Tagen gründlich untersucht und kommt zu dem Ergebnis: „Wir haben uns in der Kirche daran gewöhnt, Menschen Fragen zu beantworten, die sie gar nicht stellen, sie rüsten für einen Kampf, den sie gar nicht kämpfen, und sie zu trösten in einem Leid, in dem sie sich gar nicht befinden.“

Wenn wir den Menschen unserer Zeit in seinen Gedanken und Gefühlen erreichen wollen,

müssen wir von der Tatsache ausgehen, dass im letzten Jahrhundert eine tiefgreifende Veränderung stattgefunden hat. An die Stelle des Schöpfers ist der schöpferische Mensch getreten, die vergöttlichte Welt ist in die vermenschlichte umgeschlagen.

Eine Zeit lang sah es so aus, als könne der Mensch die Geschehnisse der Welt in seine Hand bekommen. Mit grenzenlosem Optimismus blickte er in die Zukunft. Jede Aufgabe schien lösbar, kein Lebensbereich schien sich dem rationaltechnischen Zugriff des Menschen entziehen zu können.

Doch unerwartet stieß der Mensch an seine Grenzen. Er musste die schmerzliche Erfahrung machen, dass die technische Beherrschung physikalischer und chemischer Prozesse noch nicht die Lösung der anstehenden zwischenmenschlichen Probleme bedeutet.

In den letzten Jahren musste der Mensch einsehen, dass sein ausbeuterisches Eingreifen in die Natur die Erde als Lebensraum aufs schwerste gefährdet und dass die Ressourcen der Erde in absehbarer Zeit aufgebraucht sind. Damit war der Traum, die Natur sei grundsätzlich unzerstörbar und unerschöpfbar, endgültig ausgeträumt. Das jähe Erwachen aus diesem Traum versetzte die Betroffenen in einen tiefen Schock. Ihr blinder Optimismus schlug plötzlich in einen ebenso blinden Pessimismus um.

Ein Zeitzeuge hat diesen Stimmungsumschwung sehr treffend beschrieben: „Wir schufen nach dem eignen Bild die große, stolze Menschenwelt und -herrlichkeit. Wir türmten in die Wolken die Paläste. Wir wühlten in der Erde tiefsten Schächten, und selbst die Wolken zwangen wir zur Fahrt. Doch plötzlich froren wir und stießen hart an Wand und Einsamkeit - im Eignen Gäste.

Verlorener Gott, lässt du dich wiederfinden? Wir tun, als ob wir etwas suchten, und wissen doch: Wir finden nur das Nichts. Ob wir uns nicht um unser Heil betrogen? Wir sind sehr stolz, doch innen lauert Angst." Hin- und hergerissen zwischen Stolz und Angst ist der bis dahin so selbstsichere Mensch wieder hörbereit geworden. Er hört freilich nicht auf das Hersagen überlieferter Formulierungen, sondern erwartet, dass ihm die Botschaft der Bibel in seine Welt übersetzt wird. Diese Übersetzungsarbeit muss geleistet werden, und ihr sollen die folgenden Überlegungen dienen.

Vor Jahren hat ein Physiker in einer Aussprache gesagt: „Die Kirche ist noch da. Gott sei Dank, dass sie noch da ist, aber sie hat keine Zufahrtswege mehr. Die Entscheidungen für oder gegen Gott fallen nicht mehr am Kreuz Jesu Christi, sondern an irgendwelchen Weltanschauungsfragen im Vorfeld. Aufgabe der Kirche ist es, diese Stolpersteine beiseite zu räumen. Sie kann zwar durch ihren Wegebau niemanden zwingen, in die Kirche hineinzugehen, aber sie kann dafür sorgen, dass die, die hinein gehen wollen, nicht im Vorfeld stecken bleiben."

Die Argumente, um die es in den folgenden Abschnitten geht, sind nicht Beweise für, sondern Hinweise auf Gott. Die Erkenntnis der Aufklärung, besonders die des großen Denkers Immanuel Kant, dass sich Gott nicht beweisen lässt, ist ernstzunehmen. Darum heißt es entschlossen allen Versuchen zu widerstehen, Gott in den Lücken menschlicher Erkenntnis anzusiedeln. Wer sich auf Beweisführung einlässt, stellt Gott auf einen Platz, von dem er durch neue Erkenntnisse wieder vertrieben werden kann, und verstärkt dadurch den Eindruck, dass Gott in der Welt in immer größere Raumnot gerät.

Das Eingeständnis, dass wir Menschen Gott nicht beweisen können, bedeutet jedoch keinen Verzicht auf die Möglichkeit, Gott im eigenen Leben aufzuweisen. Zwischen „beweisen" und „aufweisen" besteht nämlich ein fundamentaler Unterschied. Ein Beweis im naturwissenschaftlichen Sinn verlangt eine lückenlose Kette von Abläufen, die sich jederzeit wiederholen und experimentell darstellen lassen. Für den Aufweis dagegen genügt es, Erfahrungen aufzuzeigen, die jeder Mensch machen kann und die auch dann überzeugen, wenn sie sich dem logischen Zugriff und der verstandesmäßigen Erklärung

entziehen.

So lassen sich zum Beispiel die Fallgesetze des Forschers Galileo Galiläi jederzeit beweisen, denn die dort gegebenen Versuchsbedingungen sind wiederholbar. Die Einwirkungen Gottes auf Leben lassen sich jedoch nur aufweisen, weil sie nur von den Menschen, die sich auf Gott einlassen, wahrgenommen werden können. Die Erlebnisse, die die Einzelnen mit Gott haben, sind subjektiver Art und können darum nicht verallgemeinert werden. Die Summe der subjektiven Einzelerlebnisse aber gibt Hinweise auf Gott.

In den folgenden Überlegungen geht es um den Hinweis, dass die Frage nach Gott im menschlichen Leben verborgen ist. Vorgegangen wird nach dem methodischen Ansatz des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber: „Ich zeuge für Erfahrung und appelliere an Erfahrung... Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen wird.“

Die Reaktionen auf Erfahrungen, die auf Gott hinweisen, sind nicht intellektueller, sondern existentieller Art. Sie bestehen nicht aus vernunftmäßigen Feststellungen: „Das Experiment liefert den Beweis“, sondern aus gefühlsmäßigen Zustimmungen: „Ja, so ist es, so erlebe ich es.“ Beweise richten sich nur an den Verstand, Erfahrungen aber ergreifen den ganzen Menschen mit Verstand und Herz. Erfahrungen lassen sich mit Verstandesgründen weder aufbauen noch erschüttern, weil hinter ihnen die Weisheit des Lebens steht.

Als Menschen eines technisch geprägten Zeitalters verfallen wir schnell dem Irrtum, nur das für wirklich zu halten, was sich im Experiment beweisen lässt. Dabei übersehen wir leicht, dass es vieles Lebensnotwendige gibt, wozu uns die Naturwissenschaften nichts sagen können, weil sie mit ihren Mitteln nicht die ganze Breite, sondern nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit erfassen können. Menschliche Werte wie Liebe, Treue und Verlässlichkeit lassen sich in chemischen Formeln und Genstrukturen nicht ausdrücken. Zum Sinn von Worten und Texten kann man mit physikalischen Methoden (wie der Messung von Schallschwingungen) nicht vordringen.

Ein erster Hinweis auf die Frage nach Gott in unserem Leben ist unser Angelegtsein auf Sinn. Nach Überzeugung des Tiefenpsychologen Viktor Emil Frankl gibt es nicht nur den Willen zur Lust, von dem der Psychoanalytiker Sigmund Freud spricht, und auch nicht nur den Willen zur Macht, wie ihn Adler beschreibt, sondern auch den Willen zum Sinn. Wir Menschen können nicht umhin, nach dem Sinn unseres Daseins zu fragen. Im Klima der totalen Sinnlosigkeit können wir nicht existieren. Unser Leben bleibt auf die Dauer nur gesund, wenn es eine Sinnmöglichkeit findet. Das Gefühl der Sinnlosigkeit im Sinne einer „existentiellen Frustration“ (Frankl) stürzt uns nicht nur in seelische Leiden, sondern kann auch die Ursache körperlicher Erkrankungen werden. Nach Frankl werden etwa 20 Prozent aller Neurosen durch das Gefühl der Sinnlosigkeit bedingt und verursacht. Der Physiker Albert Einstein meint: „Wer sein eigenes Leben als sinnlos empfindet, ist nicht nur unglücklich, sondern auch kaum lebensfähig.“

Es ist das Dilemma der Menschen, dass sie die Sinnfrage, die eine so zentrale Bedeutung für ihr Leben hat, von ihren menschlichen Voraussetzungen aus nicht letztgültig beantworten können. Sie sind zwar schnell bei der Hand, sich Sinnantworten auszudenken, aber diese sind alle vorläufig und halten einer scharfen Kritik nicht stand. So sagen zum Beispiel Eltern: Wir leben in unseren Kindern weiter, darum ist es der Sinn unseres Lebens, ihnen den Weg ins Leben zu ebnen. Oder andere erklären Wir möchten möglichst glücklich und unbeschwert leben, darum ist es für uns sinnvoll, uns in der beruflichen Karriere die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Solche selbstgegebenen Sinnantworten klingen zwar beim ersten Hinhören ganz einleuchtend, aber beim genaueren Eingehen auf sie erweisen sie sich als höchst fragwürdig. Eltern leben nicht in ihren Kindern weiter, sondern diese leben ihr eigenes Leben, wie das ja viele Eltern schmerzlich erfahren müssen, wenn sich ihre Kinder in der Pubertät von ihnen ablösen.

Oder berufliche Karrieren führen nicht automatisch zum Glück, wie es viele Erfolgsmenschen in zerrütteten Familien erleben.

Auch wenn wir den Sinn vieler Einzelheiten unseres Lebens erkennen können, haben wir die Sinnfrage als Ganzes noch nicht beantwortet. Wenn der Tod den Sinn unseres Lebens in Frage stellt, wird auch jede Einzelheit dieses Lebens letztlich sinnlos.

Angesichts der Todverfallenheit des Lebens und der sich daraus ergebenden zahlreichen Widersprüche kommen Denker und Dichter wie Jean Paul Sartre und Albert Camus zu dem Ergebnis, dass das Dasein des Menschen absurd ist. Nach ihrem Verständnis besteht der Sinn des Lebens gerade in der Einsicht und dem Eingeständnis, dass es keinen Sinn hat. Demzufolge fordern sie, sich damit abzufinden und der Sinnlosigkeit des Lebens heroisch ins Auge zu schauen. Nur indem er sich mit der Ungereimtheit des Lebens abfindet, kann der Mensch sein Leben bestehen.

Gründe gibt es genug, das Leben für sinnwidrig zu halten. Oft ist das Schlechte stärker als das Gute. Immer wieder passiert es, dass Betrüger sich durchsetzen und Anständige unterliegen. Immer wieder müssen wir es erleben, dass Unschuldige im Straßenverkehr umgebracht werden und Verkehrsrowdies ungeschoren davonkommen. Beispiele dieser Art könnten wir viele aufzählen und wir sollten sie nicht bagatellisieren, weil wir sonst den vielen, die unter den Ungerechtigkeiten und Unbegreiflichkeiten dieser Welt leiden, nicht gerecht würden.

Und doch müssen wir fragen: Ist die Denkweise, die dazu führt, das ganze Leben für absurd zu erklären, nicht zu einseitig? Gibt es nicht gute Gründe, das Leben für sinnvoll zu halten? Bei genauer Betrachtung unseres Lebens und unserer Umwelt stoßen wir auf mehr Fakten, die für die Sinnerfülltheit des Lebens sprechen, als auf solche, die diese bestreiten. Wer wollte bestreiten, dass die Welt im Großen und Ganzen sinnvoll geordnet ist? Denken wir an den Aufbau der Atome, die Bewegung der Planeten oder an das Zusammenspiel der Gene, in allen können wir eine sinnvolle Ordnung erkennen. Die Triebe der Menschen und Tiere haben sinnvolle Ziele. Trieb und Erfüllung sind aufeinander abgestimmt: Hunger auf Sättigung, Durst auf Stillung und so weiter. Auch im zwischenmenschlichen Leben beobachten wir ein sinnvolles Miteinander. Bedürfnisse und Begabungen ergänzen sich gegenseitig in wunderbarer Weise. Ohne solche sinnvollen Ergänzungen gäbe es kein Zusammenleben der Geschlechter und der Generationen. In ihrem Forschen über die sinnvollen Zusammenhänge in der Natur sind die Menschen noch lange nicht ans Ende gekommen.

Wir nehmen wahr, dass die ganze Welt sinnvoll aufgebaut ist. Soll da ausgerechnet der Mensch der Sinnlosigkeit ausgeliefert sein? Wir beobachten Sinn im Detail. Gibt uns das Anlass, auf Sinnlosigkeit im Ganzen zu schließen? Wir sind doch offensichtlich mit unserer Suche nach Sinn auf einer naturnäheren Fährte als die Nihilisten, die das Dasein des Menschen für absurd halten und meinen, sich mit dieser Absurdität abfinden zu müssen.

Die Tatsache, dass es das Verlangen nach Sinn in uns gibt - und zu allen Zeiten gegeben hat - legt doch nahe, dass es eine Entsprechung in der Welt hat und nicht aus der Absurdität des Lebens hervorgeht.

Solche Überlegungen haben natürlich keinen zwingenden Charakter wie naturwissenschaftliche Beweise, aber sie werden durch die Erfahrung bestätigt.

Die Sinnfrage ist uns durch das Leben gestellt. Auch wenn wir sie zeitweise verdrängen, taucht sie immer wieder auf und wir können ihr auf keine Weise entgehn. Das Dilemma aber ist, dass sich ihre Beantwortung unseren menschlichen Möglichkeiten entzieht. Weil das Sigmund Freud sehr deutlich gesehen hat, sagt er im Rückblick auf sein Leben: „Wenn ich mich ehrlich frage, warum ich immer gestrebt habe, ehrlich, für den anderen schonungsbereit und womöglich gütig zu sein, und warum ich es nicht aufgegeben habe, als ich merkte, dass man dadurch zu Schaden kommt, dann weiß ich allerdings keine Antwort.“

Da der Sinn nicht in uns selbst liegt, können wir die Sinnfrage auch von uns aus nicht beantworten. Sinn können wir nicht machen, sondern nur empfangen. Selbstgesetzte Sinnziele führen früher oder später in die Irre und enden im Nichts. In der Sinnfindung sind wir ganz auf Gott angewiesen, der uns allein letztgültigen Sinn geben kann. Auch wenn wir Sinn im personalen Bereich (etwa in der Zuwendung zu Menschen) suchen, kommen wir auf diesem Weg zu keiner vollen Sinnerfüllung, denn keine Zuwendung ist frei von Enttäuschungen. Auch die bestgemeinte menschliche Zuwendung, die wir erfahren, ist insofern gefährlich, als uns der Mensch, der sie uns schenkt, jederzeit durch den Tod genommen werden kann. In der Sinnsuche sind wir ausschließlich Empfangende. Wie wir uns das Leben nicht selbst geben können, so können wir auch unseren Lebenssinn nicht selbst machen. Der kritische Philosoph Max Horkheimer sagt in seinem Buch „Die Sehnsucht nach dem ganz anderen“: „Einen unbedingten Sinn zu retten ohne Gott, ist eitel.“

Aus dem Dilemma, ohne Sinnerfüllung nicht leben zu können und doch aus eigenem Vermögen keine Antwort auf die Sinnfrage zu finden, gibt es für den Menschen nur den einen Ausweg, dass er sich die Sinnantwort von außen, nämlich von Gott schenken lässt. Insofern weist die in unserem Leben vorhandene, wenn auch zeitweise verdrängte Sinnfrage auf Gott hin.

Ein zweiter Hinweis auf die verborgene Frage nach Gott in unserem Leben ist darin gegeben, dass wir in einer durchgehend gesetzlich geordneten Welt leben und Menschen unter dem Gesetz sind. Es gibt schlechterdings keinen Bereich unseres Lebens und Wirkens, in dem wir es nicht mit Gesetzen zu tun haben. Wohin wir uns auch wenden, überall stoßen wir auf Gesetze: In der Natur auf Naturgesetze, im Zusammenleben der Menschen auf staatliche Gesetze. Ohne gesetzliche Abläufe würde der Kosmos im Chaos versinken und ohne gesetzliche Regelungen würde es kein menschliches Zusammenleben geben. Auch Menschen und Gruppen, die anarchistische Gedanken (das heißt Gesetzlosigkeit) vertreten, können der Gesetzmäßigkeit in ihrem Lebensbereich nicht entkommen. Der Dichter Bert Brecht zeigt uns in seiner Dreigroschenoper mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, dass selbst die „Unterwelt“ nur dadurch funktioniert, dass in ihr bestimmte Gesetze gelten und anerkannt werden.

Doch die Gesetzmäßigkeit ist nicht nur die Grundbedingung aller natürlichen und gesellschaftlichen Abläufe, sie ist auch die Voraussetzung unseres Erkennens. Wir können die Wirklichkeit dieser Welt nur so weit erfassen, wie sie gestalthafte Züge annimmt und sich in Gesetzen beschreiben lässt. Chaotische Bewegungen sind unserem Zugriff entzogen. Zwischen den gesetzmäßigen Abläufen in der Natur und unserem Erkennen dieser Abläufe gibt es offensichtlich eine Entsprechung.

Angesichts der Gesetzesstruktur dieser Welt erhebt sich von selbst die Frage: Sollte hinter den gesetzmäßigen Abläufen, die wir beobachten, nicht ein Schöpfergeist stehen, der größer ist als unser Geist?

Die durchgehende Bestimmtheit der Welt durch das Gesetz hat den alttestamentlichen Menschen tief beeindruckt. Für ihn ist Gottes Gesetz die Voraussetzung dafür, dass er die Welt bewohnen und verstehen kann. Gottes Gesetz gibt ihm die Gewissheit, dass nicht Zufälle oder verborgene Geistermächte, sondern eine klare, gültige Ordnung das Geschehen in der Welt und sein eigenes Geschick lenken. Darum preist er das Gesetz und empfindet Freude an ihm: „Wenn dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen an meinem Elend. Ich will deine Befehle nimmermehr vergessen; denn du erquickst mich damit“ (Psalm 119, 92-93). Mit dem Psalmisten dürfen wir Gott dafür danken, dass er dem Chaos in seinem Gesetz eine gültige Ordnung gegenüberstellt.

Ähnlich wie die Frommen des Alten Testaments haben viele Naturwissenschaftler die durchsichtige Gesetzes

struktur der Welt bewundert. So schreibt der Astronom Johannes Kepler am Schluss seines berühmten Buches „Weltharmonik“: „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, dass du

mich erfreut hast durch deine Schöpfung und dass ich über den Werken deiner Hände frohlockt habe! Siehe, nun habe ich vollendet das Buch meines Berufes, ausnützend das Maß der Kräfte, das du mir verliehen. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen offenbart, soviel mein beschränkter Verstand deine Unendlichkeit zu fassen vermocht hat."

Auch Naturforscher unserer Zeit haben sich über die gesetzliche Ordnung der Welt geäußert. Werner Heisenberg spricht von der zentralen Ordnung der Dinge und der Raketenforscher Wernher von Braun schreibt: „Während wir die Schöpfung besser kennenlernen, sollten wir auch eine besondere Erkenntnis des Schöpfers erhalten und eine tiefere Erkenntnis der Verantwortung des Menschen für das, was Gott damit will. Die bemannten Raumflüge sind phantastische Leistungen, aber bis jetzt haben sie nur ein kleines Fenster in den gewaltigen Weltraum geöffnet. Doch das, was wir durch dieses Fenster von den unendlichen Geheimnissen des Universums sehen können, bekräftigt die Gewissheit, dass es einen Schöpfer gibt."

Der bekannte Physiker Max Planck sagt über das Verhältnis von Glauben und Wissen: „Gott steht für den Gläubigen am Anfang, für den Physiker am Ende alles Denkens."

Die wunderbare Ordnung im Atom ebenso wie im Weltall lässt sich nur dadurch erklären, dass sie von Gesetzen geschaffen ist. Diese Erkenntnis ist so durchschlagend, dass sie von keinem Menschen ernsthaft bestritten wird. Bis zu dieser Erkenntnis gehen alle Menschen mit, aber darin gehen ihre Ansichten auseinander, dass die einen die Gesetze einfach als Gegebenheiten hinnehmen, die anderen aber nach ihrem Ursprung fragen. Ein Physiker hat in einer Aussprache nach einem Vortrag über das Thema Gesetz einmal gesagt: „Von Gesetzen reden und nicht nach dem Gesetzgeber fragen heißt, mit seinen Gedanken auf halbem Wege stehen bleiben." Nach Meinung dieses Forschers ist das Zurückhalten der Gedanken auf halbem Wege die Normalsituation der meisten heutigen Menschen. Sie reden wie selbstverständlich von Gesetzen, sie gehen mit ihnen um, erfassen sie in Formeln und wenden sie an, aber es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, nach ihrem Ursprung zu fragen. Alles Fragen über ihre praktische Anwendung hinaus geht nach ihrer Auffassung ins Leere und sollte deshalb vermieden werden.

Wo sich aber Forscher der Frage nach der Herkunft der Gesetze stellen, gibt es für sie nur zwei mögliche Antworten: Entweder sind sie Produkte des Zufalls oder sie sind Schöpfungen eines Geistes, der größer ist als unser Geist. Beide Aussagen sind nicht zu beweisen, aber in unseren Erfahrungen spricht nichts für den Zufall und alles für den Geist.

Vor diese Alternative gestellt, müssen wir uns entscheiden. Um diese Entscheidung nicht nur zu treffen, sondern auch zu begründen, soll in den folgenden Überlegungen herausgearbeitet werden, was dafür spricht, dass Gesetze Schöpfungen des Geistes sind. Es gibt nicht nur Entwicklungen in der Natur, sondern auch in der Technik. Beide Entwicklungen haben gemeinsam, dass sie Bewegungen vom Niederen zum Höheren, vom Einfachen zum Komplizierten sind. Hinter der technischen

Entwicklung steht erfahrungsgemäß der forschende und konstruierende Geist des Menschen. Kein Mensch käme auf den Gedanken, die Bewegung, die wir in der technischen Entwicklung sehen, dem Zufall zuzuschreiben. Ist es da nicht widersinnig, die Entwicklung in der Natur auf den Zufall zurückzuführen? Logisch ist es doch, hinter den Entwicklungsprozessen in der Natur, die unendlich viel ideenreicher sind als die von Menschen initiierten Vorgänge in der Technik, einen Geist zu sehen der den Geist des Menschen unendlich überragt? In der Natur: im Bau der Pflanzen und im Verhalten der Tiere wird so viel Planung und Intelligenz erkennbar, dass man einen intelligenten Schöpfer-Geist voraussetzen muss. Wir haben an keiner Stelle beobachten können, dass aus Zufällen Gesetze und geordnete Strukturen hervorgehen. Deshalb ist es ein wohl erlaubter Gedanke, von den Gesetzen auf den Gesetzgeber zu schließen. Vom Dichter Angelus Silesius stammt dazu folgender Vers: „Die Schöpfung ist ein Buch, wer's weislich

lesen kann, dem wird darin gar fein der Schöpfer kundgetan."

Vor die Wahl gestellt, an den Schöpfer-Geist (und den nennen wir in der abendländischen Tradition Gott) oder an den Zufall zu glauben, wollen wir uns getrost für den Glauben an Gott entscheiden. Dass Gott die Welt geschaffen hat, ist wahrscheinlicher als dass sie durch Zufall entstanden ist.

Einen dritten Hinweis auf die verborgene Frage nach Gott in unserem Leben sehen wir in der Tatsache, dass wir nicht Macher, sondern Empfänger unseres Lebens sind. Wenn wir mit offenen Augen in die Wirklichkeit unseres Lebens hineinschauen, kann uns nicht entgehen, dass wir über unser Dasein nicht selbst verfügen können. Durch Planen und Wollen können wir zwar viel erreichen, die wichtigsten Ereignisse unseres Lebens wie Geburt und Tod aber sind letztlich unserem Zugriff entzogen.

Menschen, die sich als selbstständig und unabhängig verstehen, wollen es natürlich nicht wahrhaben, dass sie über ihr Leben nicht eigenmächtig verfügen können. Sie wollen ihr Leben in die eigenen Hände nehmen. Sprichwörter wie: „Jedermann ist seines Glückes Schmied" oder: „Jeder liegt so, wie er sich bettet", weisen in diese Richtung.

In seinem übertriebenen Streben nach Selbstständigkeit ist der Philosoph und Nationalökonom Karl Marx sogar so weit gegangen zu behaupten: „Der Mensch hat sich selbst geschaffen." Diese Behauptung ist so überzogen, dass sie sich selbst als widersinnig erweist. Man braucht nur das Wort „geschaffen" durch das Wort „geboren" zu ersetzen, dann wird der Widersinn sofort deutlich. Der Satz hieße dann nämlich: Der Mensch hat sich selbst geboren. Doch auch Menschen, die ihre Selbstständigkeit weniger radikal verstehen, stehen im Widerspruch zum wirklichen Leben. Ihre Vorstellung, dass sie ihren Lebensweg selbst bestimmen können, geht an der Realität vorbei. Sie können zwar entscheiden, welchen Beruf sie ergreifen und welchen Partner sie heiraten wollen, aber sie können nicht darüber verfügen, wie ihr Leben verlaufen wird. Alte Menschen, die auf ihr Leben zurückblicken, kommen immer wieder zu der Feststellung, dass die entscheidenden Weichenstellungen ihres Lebens völlig unerwartet und unvorhergesehen über sie kamen.

Die Tatsache, dass Schicksale unberechenbar sind, zeigt, dass wir Menschen im Entscheidenden weniger Handelnde als Erleidende sind. Durch jeden Unfall oder durch jeden plötzlichen Tod werden wir hart daran erinnert, dass wir das Steuer unseres Lebens nicht in den eigenen Händen haben. Ginge es nach unserem Willen, dann blieben wir von solchen Ereignissen verschont. Keiner hat einen Unfall geplant, der sein Leben von einem Augenblick auf den anderen aus der Bahn wirft.

Dass uns Menschen im Leben vieles widerfährt, zeigt sich nicht nur negativ im Ausgeliefertsein an die unberechenbaren Schicksale. Es ist auch positiv zu erleben: Im Erfahren des Lebens als Geschenk.

Jede unvoreingenommene Beobachtung führt zur Erkenntnis, dass unser Leben im tiefsten Sinn nicht Verdienst, sondern Geschenk ist. So kann sich zum Beispiel keiner seine Gesundheit verdienen. Dieser können wir durch eine vernünftige Lebensführung zwar dienen, aber verdienen können wir sie nicht. Auch einen Freund oder Lebenspartner können wir uns nicht verdienen. Wenn wir jemanden finden, der ja zu uns sagt, der uns bedingungslos annimmt - mit unseren Stärken und Schwächen -, dann ist das nicht unser Verdienst, sondern ein geschenkhaftes, oder anders ausgedrückt: ein gnädiges Widerfahrnis. Es müsste jemand von seiner Eitelkeit schon sehr geblendet sein, wenn er allen Ernstes der Meinung wäre, dass er sich alle Freunde und Kameraden verdient hätte. Dass wir nicht die Macher unseres Lebens sind, äußert sich auch darin, dass wir über unsere Gefühle nicht verfügen können. Wir können nicht auf Kommando fröhlich sein, wenn uns traurig zumute ist. Im Sinne des „keep smiling" können wir zwar eine lächelnde Maske aufsetzen, aber das Herz wird nicht froh davon.

Alle spontanen Handlungen sind unserem Willen entzogen. Wir können keine Spontaneität

erzwingen. Wer zu jemandem sagt: Sei spontan, verrät damit nur, dass er von den inneren Vorgängen keine Ahnung hat. Auch Entspannung und Kreativität stellen sich nicht auf Befehl ein, sie müssen von selbst kommen. Befehle im Gefühlsbereich bewirken genau das Gegenteil von dem, was sie wollen. Wenn ein unerfahrener Fotograf zu seinem Kunden sagt „Bitte recht freundlich“, bewirkt er nur, dass dieser sich verkrampft, wie sich in dem so entstandenen Bild später erkennen lässt. Dasselbe gilt vom Schlaf. Wer vor einer Reise spät ins Bett kommt und schnell einschlafen will (die Betonung liegt auf „will“), braucht seinen Wecker nicht zu stellen. Mit seinem Willensimpuls verhindert er nämlich den Schlaf, der sich nur einstellt, wenn man ihn ohne Drängen kommen lässt.

In der Erfahrung, dass wir unsere Gefühle mit dem Willen nicht beeinflussen können, tritt uns vor Augen, dass wir nicht die Herren oder Macher unseres Lebens sind. Wir sind viel näher an der Wirklichkeit, wenn wir einsehen, dass wir in allen wesentlichen Dingen nicht die Bestimmenden, sondern die Empfangenden sind, als wenn wir uns einbilden, über das Leben eigenmächtig verfügen zu können. In dem allen erkennen wir, dass wir nicht aus uns selbst, sondern aus einem Schöpfer, der außer uns ist, nämlich aus Gott leben.

Die verborgene Frage nach Gott in unserem Leben zeigt sich überdies darin, dass wir Menschen im Übergang sind. Eine Seite der Wirklichkeit, die wir oft übersehen und nicht selten sogar bewusst verdrängen, ist der Übergangscharakter unseres Lebens. Unaufhaltsam und unumkehrbar gehen wir von einer Lebenssituation in die andere über: Wir werden geboren, wachsen heran, gehen durch die Mitte des Lebens, werden alt und sterben. Auf keiner Station können wir stehenbleiben und verweilen, auch wenn wir das noch so sehr möchten. In einem Sprichwort, das diese Erfahrung ausdrückt, heißt es: „Es geht ein Weg über Berg und Tal, den gehst du nur ein einziges Mal.“ Die Bibel hat als Symbol für die Übergänge des Lebens das Bild des Auszuges. Im Auszug Abrahams aus seiner Heimat oder im Auszug des Volkes Israel aus Ägypten wird uns eine Grundsituation menschlicher Existenz vor Augen gestellt.

Wenn wir uns gegen die notwendigen Übergänge auflehnen, geraten wir in Widerspruch zum Leben und zum Schöpfer des Lebens, der allem Leben die Wandlung als ordnendes Gesetz eingestiftet hat. In solchem Widerspruch aber befindet sich der über sich selbst verfügen wollende Mensch. Seine Parole lautet: „Ich schwöre mir ewige Jugend.“ Er möchte immer jung, schön, stark und potent bleiben, wie er es auf Werbefotos sieht.

Den Wunsch des Menschen, an den Höhepunkten seines Lebens zu verweilen, und den Widerspruch, in den er dadurch gerät, drückt der Dichter R. Baumbach in seinem Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“ sehr einprägsam aus. An allen schönen Stellen lässt er den Fahrgast sagen: „Ich wäre ja so gerne noch geblieben“, aber das Leben in seiner Realität antwortet: „Aber der Wagen, der rollt.“

Wie sich viele Menschen gegen die Übergänge und Wandlungen in ihrem Leben sträuben, lässt sich besonders deutlich an ihrem Widerstand gegen das Altern erkennen. Sie sind einfach nicht bereit, sich ihr Älterwerden einzugestehen und es anzunehmen. Äußere Zeichen des Altwerdens wie graue Haare und Falten im Gesicht versuchen sie sorgfältig zu entfernen. Auch in der Sprache lassen sie das Altwerden nicht zu. So heißt es etwa in Geburtstagssendungen: „Herr X ist sechzig Jahre jung geworden.“ Den unterschweligen Wunsch, immer jung zu bleiben, nimmt auch der Liedermacher Udo Jürgens auf, wenn er singt: „Mit 66 Jahren, da fängt das Leben an.“ Man kann über solche Texte lächeln und sie als oberflächliche Bemerkungen abtun, aber hinter ihnen steht doch ein ernster Hintergrund. Sie zeigen nämlich, wie Menschen alles aufbieten, um die Gedanken an das Altwerden abzuwehren und zu verdrängen. Mit solchen Abwehrmaßnahmen aber halten sie das Altwerden nicht auf. Im Gegenteil, damit holen sie es erst richtig herbei, da Abwehrhaltungen immer mit unterschweligen Ängsten verbunden sind, die das „Jungsein“ nicht fördern, sondern untergraben.

Wie alle Verdrängungen hat auch das Verdrängen der Lebensstufen schwerwiegende

Folgen. Menschen, die ihre Lebensübergänge nicht annehmen, können - wie die Psychologen erkennen - nicht gegenwärtig sein. Sie sind dem Augenblick, in dem sie leben, immer schon einen Schritt voraus. Wenn sie in einem Zug sitzen, sind sie mit ihren Gedanken schon am Ziel. Und wenn sie am Ziel angekommen sind, sind sie mit ihren Gedanken schon wieder auf der Rückfahrt. Sie sind nie richtig da, wo sie sind, und leben so an ihrem Leben vorbei.

Der Verlust der Fähigkeit, gegenwärtig zu sein, wirkt sich aber nicht nur auf die Betroffenen selbst aus, sondern belastet auch ihre Mitmenschen. Menschen, die nicht wirklich da sind, können nämlich nicht zuhören. Und das ist keine geringe Last, mit Menschen umgehen zu müssen, die nicht zuhören können. Viele Ehepartner und Kinder könnten ein schmerzliches Lied davon singen.

Wer die Übergänge in seinem Leben verdrängt, verdrängt auch den letzten Übergang, nämlich den Tod. Die Verdrängung des Todes aber steigert die Angst vor ihm ins Unerträgliche. Die Folge davon ist, dass viele unserer Zeitgenossen, die großen Wert darauf legen, nüchterne Realisten zu sein, angesichts ihres Todes in die Lüge und Illusion flüchten. Viele Patienten sterben, wie uns Ärzte immer wieder berichten, in der illusionären Erwartung, dass es schon bald wieder gut wird, und lassen sich solches auch von ihren Angehörigen einreden. Ein menschenwürdiges, auch den Tod akzeptierendes Sterben ist nur denen möglich, die sich innerlich darauf vorbereitet haben, wie der Philosoph Jakob Böhme sehr tief sinnig sagt: „Wer in seinem Leben nicht wenigstens hundertmal gestorben ist, dem wird der letzte Tod nicht gelingen.“

Aufgabe der Seelsorge ist, Menschen zu helfen, den Rhythmus des Lebens zu verstehen und die jeweils notwendigen Übergänge zu ergreifen. Das hat auch der Prediger Salomo im Alten Testament so gesehen. Sehr eindrucksvoll schreibt er: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit, pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit“ (3, 1.2).

Der Übergangscharakter unseres Lebens kann als Hinweis darauf gesehen werden, dass unser Leben auf Gott ausgerichtet ist. Da wir uns nicht selbst auf den Weg gestellt haben, muss einer da sein, der uns auf den Weg gebracht hat, und da wir uns das Ziel unseres Lebens nicht selbst setzen können, muss einer da sein, der es für uns bestimmt.

Wir Christen teilen nicht die Meinung nihilistischer Philosophen, dass wir durch Zufall ins Leben geworfen sind, sondern vertrauen darauf, dass Gott am Anfang unseres Weges steht und uns am Ende unseres Weges erwartet. Einen weiteren Hinweis auf die verborgene Frage nach Gott in unserem Leben können wir darin finden, dass unser Leben auf ein „Du“ ausgerichtet ist, das uns im zwischenmenschlichen „Du“ begegnet, zuletzt aber das „Du“ Gottes meint. Weil unser Leben einen personalen Charakter hat, können wir die Erfüllung unseres Lebens auch nur im personalen Bereich finden.

Von außen her gesehen könnte die Behauptung, dass unser Leben eine personale Ausrichtung hat, durch die Beobachtung in Frage gestellt werden, dass viele Menschen die meiste Zeit ihres Lebens im Sachbereich zubringen. Nicht wenige tun so, als könnten Sachen (etwa das Anhäufen von Geld oder das Sammeln von Schätzen) ihrem Leben Sinn und Inhalt geben. In dieser Haltung werden sie von der Werbung unterstützt, die uns einreden will, dass man dieses oder jenes Produkt haben muss, um glücklich zu sein. Ihre Grundtendenz lautet: Je höher der Lebensstandard, desto größer das Glück! Beim ersten Anhören klingen diese Werbeslogans richtig und überzeugend, auf die Dauer aber erweisen sie sich als irreführend. Menschen, die sich von ihnen verführen lassen, müssen zuletzt doch einsehen, dass sie mit ihrem Streben nach Sachwerten ins Leere laufen. Was würden Menschen, die vor hundert Jahren gelebt haben, sagen, wenn sie plötzlich unter uns wären? Im ersten Augenblick würde es ihnen die Sprache verschlagen, wenn sie sähen, was wir alles haben. Wenn sie aber eine Zeit lang bei uns wären und wahrnehmen würden, wie wir durch die Tage jagen und keine Zeit mehr für uns selbst und unsere Mit-

menschen haben, wenn es ihnen auffiele, dass viele Ehen nicht mehr halten und dass viele Menschen gar nicht mehr miteinander, sondern nebeneinander leben, würden sie uns fragen: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (Matthäus 16, 26).

Sachwerte haben die fatale Eigenschaft, dass sie sich schnell verbrauchen und nie zur Sättigung führen. Sehr schlicht sagt das Sprichwort: „Je mehr er hat, je mehr er will. Nie stehen seine Wünsche still.“ Wilhelm Busch hat diese Erfahrung poetisch ausgedrückt: „Wonach du sehnlich ausgeschaut, es wurde dir beschieden. Du triumphierst und jubelst laut: Jetzt hab' ich endlich Frieden. Ach, Freundchen rede nicht so wild, bezähme deine Zunge, denn jeder Wunsch, wenn er erfüllt, kriegt augenblicklich Junge.“

Keine Gemeinschaft bleibt auf die Dauer gesund und lebensfähig, in der Sachwerte über Personenwerten stehen. Das wird durch die Erfahrung vielfach bestätigt. Darum gehören Personenwerte an den obersten Platz und müssen Vorrang vor den Sachwerten haben. Dass Personenwerte wichtiger sind als Sachwerte, zeigt sich etwa darin, dass die Freude über ein Geschenk nicht von seinem materiellen Wert abhängt. Wir alle haben schon erlebt, dass wir uns über ein kleines Geschenk, in dem wir persönliche Zuwendung spürten, sehr freuen konnten, während wir mit einem großen Geschenk, mit dem wir nur abgefunden oder gar bestochen werden sollten, innerlich leer ausgingen.

Selbst die Begegnung im Intimbereich bringt uns nur dort Erfüllung, wo sie in persönlicher Zuwendung und Aufgeschlossenheit füreinander geschieht. Wo Menschen sich gegenseitig wie Objekte gebrauchen, können sie zwar ihre Triebe entspannen, aber Glück und Erfüllung finden sie dabei nicht. Partnerschaftliche Beziehungen können auf die Dauer nur dort lebendig bleiben, wo sich die Partner gegenseitig als Personen achten. Das Personengeheimnis (die Einsicht, dass wir den Partner nie bis auf den Grund erkennen können) muss unter allen Umständen gewahrt bleiben. Wo die Ehrfurcht vor dem anderen aus der Liebe weicht, stirbt die Liebe ab. Es ist erschreckend zu sehen, wie sachlich viele Ehepartner miteinander umgehen. In diesem sachlichen Umgang miteinander liegt auch eine der Ursachen dafür, dass so viele Ehen scheitern und geschieden werden.

Aus seinen vielfältigen Erfahrungen, die er als Eheberater gewonnen hat, schreibt ein Psychologe: „Selbst nach dem innigsten Liebesakt überkommt uns eine unstillbare Traurigkeit, das Verlangen nach einem absoluten Du, nach einer letzten unaufhörlichen Gemeinschaft. Wo das Du des anderen geliebten Menschen nicht transparent bleibt für ein absolutes Du, dort sucht der Mensch Erfüllung in endlosen Liebesspielen, ohne sie jemals zu finden. Nur wo man um ein absolutes Du weiß, gelangt die Liebe über die bloße Technik hinaus und gelingt, so gut Liebe zwischen Menschen gelingen kann.“

In seinen zahlreichen Gesprächen mit Menschen in Ehekrisen hat dieser Eheberater die Erfahrung gewonnen, dass unsere innerste Erwartung auf ein Du ausgerichtet ist und dass uns dieses Du nur Erfüllung bringen kann, wenn es auf ein letztes, absolutes Du hin offen ist. Die Behauptung also, dass die Erfüllung unseres Lebens nicht im Besitzen von Sachen, sondern in Beziehungen von Personen liegt, entspringt nicht theoretischen Überlegungen, sondern ist in Erfahrungen begründet.

Die Sehnsucht nach einer Geborgenheit, die nur das Du schenken kann, spricht auch der Dichter Albert Camus in seinem „Mythos von Sisyphos“ aus. Dort schreibt er: „Wenn der Mensch erkennen würde, dass auch das Universum lieben und leiden kann, dann wäre er versöhnt.“ Was der Dichter als sehnlichen Wunsch ausspricht, ist der Inhalt unseres Glaubens.

Wenn wir das Glaubensbekenntnis sprechen, bekennen wir, dass in Jesus Christus das Universum liebt und leidet.

Mit Recht erwartet Camus, dass sich dem Menschen der Sinn der Welt nicht im Wissen, sondern im Vertrauen erschließt und dass er darum weniger auf Universalität als auf Solidarität aus ist. Wissen kann zwar viele Bereiche unseres Lebens aufhellen, aber Gewissheit seiner Existenz findet der Mensch nur dort, wo er geliebt wird und sich anver-

trauen kann. In der Liebe ist er „inmitten der Sinnlosigkeit der Welt geborgen“ (so der Theologe Heinz Zahrnt).

Auf die verborgene Frage nach Gott in unserem Leben stoßen wir schließlich in der unentrinnbaren Tatsache, dass wir schuldig werden.

Viele unserer Zeitgenossen verdrängen ihre Schuldgefühle. Sie reden sich ein, dass ihr Leben in Ordnung sei und sie sich nichts vorzuwerfen hätten. Den Christen machen sie den Vorwurf, dass sie immer nur von Sünde und Schuld redeten, um den Menschen ein schlechtes Gewissen zu machen und sie um ihre unbeschwerte Lebensfreude zu bringen. Von solchem Gerede lassen sich nicht wenige beeinflussen. Trotzdem aber sind sie ständig von ihren verdrängten Schuldgefühlen umgetrieben. Das zeigt sich darin, dass sie immer so reden, als klage sie jemand an. Im Gespräch mit anderen sind sie schnell dabei, ihre eigenen Verdienste herauszustreichen und die Leistungen der anderen gering zu machen. Auf die Frage, warum sie das tun, ist zu antworten, weil sie ihre unbewussten Schuldgefühle nicht los werden und sich auf Kosten anderer rechtfertigen wollen.

Wir Menschen haben nämlich ein unsichtbares Gegenüber, das Rechenschaft von uns fordert. Bildlich gesprochen stehen wir ständig vor einem Richterstuhl, vor dem wir uns verantworten müssen. Dieser Stuhl bleibt nicht leer. Wenn wir Gott von ihm verdrängen, nehmen Menschen darauf Platz. Wer nicht mehr fragt: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“, der fragt eben: Wie kriege ich einen gnädigen Nächsten? (beispielsweise einen gnädigen Chef oder gnädige Eltern). Der Tatsache, dass wir uns rechtfertigen müssen, können wir auf keine Weise entgehen. Wenn wir uns einbilden, uns nicht mehr vor Gott rechtfertigen zu müssen, weil wir ihn für tot erklärt haben, dann müssen wir uns eben vor unseren Mitmenschen rechtfertigen - und die Rechtfertigung vor Menschen ist gewiss nicht leichter als die vor Gott, weil Menschen oft viel unnachsichtiger sind als Gott.

Der Rechtfertigungszwang, in dem wir uns befinden, gibt unserem Leben einen gerichtlichen Charakter.

Im Gegensatz zum Tier, das von seinen Instinkten gesteuert wird und darum für keine seiner Handlungen verantwortlich gemacht werden kann, ist der Mensch in der Lage, mit seinem Willen auf sein Tun Einfluss zu nehmen, es in falsche Bahnen zu lenken und damit schuldig zu werden. Die Schuldfähigkeit gehört zur Würde des Menschen. Darum ist es alles andere als human, wenn in einem Gerichtsprozess festgestellt wird, dass der Täter für sein Vergehen gar nicht verantwortlich ist, sondern dass er zwangsläufig so gehandelt habe. Damit wird er nämlich auf eine Stufe mit dem Tier gestellt. Auch bei einem entwicklungsgeschädigten Menschen (etwa einem schweren Neurotiker) bleibt noch ein Rest an Verantwortung, die man ihm auf keinen Fall absprechen sollte.

Doch wir Menschen stehen nicht nur vor der Möglichkeit, sondern auch vor der unentrinnbaren Wirklichkeit, schuldig zu werden. Denn so sehr wir uns auch bemühen, das Rechte zu tun, so haben wir es doch nicht in der Hand, jedes Unrecht und jede Schuld zu vermeiden. Die Beobachtung, dass es manchen Menschen gelingt, ihre Schuldgefühle und ihre objektive Schuld zu verdrängen, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch sie schuldig werden. Sehr nüchtern stellt der Apostel Paulus fest: „Sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist“ (Römer 3, 23-24). Johann Wolfgang von Goethe beschreibt die Unausweichlichkeit des Schuldigwerdens mit den Worten: „Ihr führt ins Leben uns hinein. Ihr lasst den Armen schuldig werden, dann überlasst ihr ihn der Pein: denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“ Wie Paulus sieht er sehr klar, dass kein Mensch ohne Schuld durch sein Leben gehen kann, aber er zieht aus dieser Erkenntnis andere Konsequenzen als der Apostel. Während Paulus die Schuld in der Gnade Gottes aufgehoben sieht, führt sie nach Meinung des Dichters zur Rache.

Hätte Goethe recht, dann hätten wir keine frohe Stunde mehr auf Erden. Wo kämen wir hin, wenn sich jede Schuld rächen würde?

In einem ganz allgemeinen Sinn lässt sich Sünde beziehungsweise Schuld als Kommunikationsstörung bezeichnen. Durch Schuld werden die personalen Beziehungen - die zwischen Mensch und Mensch und die zwischen Mensch und Gott - gestört oder sogar zerstört. Darauf hinweisend sagt der Apostel Paulus: „Der Sünde Sold ist der Tod“ (Römer 6 23). Damit will er ausdrücken, dass die Sünde die personalen Beziehungen desjenigen, der sich ihr ausliefert, zunächst vorübergehend (gewissermaßen als Angeld), aber im Tod, wenn die Auszahlung erfolgt, endgültig zerstört.

Um den vollen Umfang der Schuld in den Blick zu bekommen, ist ihre aktive und ihre passive Seite zu beachten. Schuld entsteht einerseits durch aktives Tun: durch böse Gedanken, Worte und Taten, andererseits durch passives Unterlassen: durch Versagen der Zuwendung, deren unsere Mitmenschen bedürfen und die sie von uns erwarten. Der Theologe und Buchautor Jörg Zink antwortet auf die Frage, was schuldig werden heißt: „Gehört haben und doch überhören. Sich verschließen und, als hätte man nicht gehört, das Nichtverantwortliche tun... Sünde` ist sozusagen die Taubheit eines mit Gehör Begabten, die Blindheit eines Sehenden, die Stummheit eines zur Sprache Fähigen.“

Um das Entstehen von Schuld aufzuzeigen, brauchen wir den Bereich innermenschlicher Beziehungen nicht zu verlassen. Dabei können wir von Gott absehen. Wenn wir aber das Problem der Schuldüberwindung in den Blick fassen, kommen wir an Gott nicht vorbei. Jede Schuld, die wir an Menschen begangen haben, hinterlässt eine untilgbare Spur. Durch keine menschliche Sühneleistung ist ein begangenes Unrecht wiedergutzumachen. Wenn es nach schuldhaftem Versagen dennoch für uns einen Neuanfang gibt, so ist das nur von Gottes vergebender Liebe her möglich. Nur Gott kann die Folgen unserer Schuld aufheben. Und zwar tut er das in einem umgekehrten Schöpfungsakt: In der Schöpfung schafft Gott aus dem Nichts etwas, in der Vergebung schafft er aus dem Etwas nichts.

Die Tilgung der Schuld ist die Voraussetzung für eine wirkliche Vergebung. Darum kann auch nur Gott wirklich vergeben. Psychotherapeuten können Schuldgefühle abbauen, aber Schuld vergeben können sie nicht. Die Absolution (Sündenvergebung) erteilen kann kein Mensch von sich aus, er kann es nur im Auftrag Gottes tun. Dass in der Absolution Gott der eigentlich Handelnde ist, erfahren Seelsorger immer wieder darin, dass Schuldgefühle, die allen vernünftigen Einwänden trotzen, vor dem Zuspruch der Absolution weichen. Wie groß die in der Absolution geschehende Befreiung ist, beschreibt Martin Luther mit den Worten: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.“

Die Tatsache, dass aus dem Schuld-Sühne-Zusammenhang nur die vergebende Liebe Gottes herauszuführen vermag, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass unser Leben auf Gott ausgerichtet ist.

Argumentative Verkündigung ist vor die Aufgabe gestellt, die verborgene Frage nach Gott in unserem Leben aufzuweisen. Um dieses Ziel zu erreichen, muss ein wesentliches Stück ihrer Arbeit Existenzanalyse sein, das heißt darin bestehen, die Wirklichkeit aufzuhellen und etwas an der Wirklichkeit zu zeigen, „was nicht oder zu wenig gesehen wird“ (so der jüdische Religionsphilosoph Buber). Dagegen ist theologisch nichts einzuwenden. Nur muss bei dieser Analyse sorgfältig darauf geachtet werden, dass ihr Vorgehen nicht als neuer Versuch verstanden wird, Gott beweisen zu wollen.

Seit dem deutschen Philosophen Immanuel Kant ist klar, dass sich Gott unserem beweisenden Zugriff entzieht. Keine verstandesmäßige Einsicht kann uns die Entscheidung für Gott ersparen. Darum sagt Martin Luther in seiner Erklärung zum dritten Artikel mit Recht: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann.“

Im Aufweisen der Frage nach Gott in unserem Leben kann argumentative Verkündigung freilich nur den ersten Schritt im Hingehen auf den Menschen unserer Zeit ermöglichen.

Die eigentliche Aufgabe der argumentativen Verkündigung besteht darin aufzuzeigen, wie Jesus Christus die Antwort auf die in unserem Leben gestellte Gottesfrage ist. Das Neue Testament gewinnt eine ungeheure Aktualität, wenn es als Antwort auf die in unserem

Leben verborgene Gottesfrage verstanden wird. Die neutestamentlichen Antworten in ihrer Bedeutung für die Existenzfragen des Menschen zur Sprache zu bringen, ist die Herausforderung, die an jeden Verkündiger gestellt wird. Der Theologe Paul Tillich nennt die Übersetzung, die da geleistet werden muss, „Korrelation“ und beschreibt sie folgendermaßen: „Die christliche Botschaft gibt die Antworten auf die in der menschlichen Existenz liegenden Fragen. Die Antworten liegen in dem die Grundlage des Christentums bildenden Offenbarungsgeschehen. Ihr Inhalt kann nicht aus den Fragen abgeleitet werden... Sie wurden in die menschliche Existenz hineingesprochen, von jenseits der Existenz. Sonst wären es keine Antworten, denn die Frage ist die menschliche Existenz selbst... Die Korrelation setzt Fragen und Antworten, Situation und Botschaft, menschliche Existenz und göttliche Selbstoffenbarung miteinander in Beziehung.“

Argumentative Verkündigung muss davon ausgehen, dass es nicht nur einen, sondern zwei Zugänge zum Erfassen der Wirklichkeit gibt: das Denkbewusstsein und das Tiefenbewusstsein, den logisch denkenden Verstand und die ganzheitlich vernehmende Vernunft. Beide stehen nicht im Gegensatz zueinander, sondern ergänzen sich gegenseitig.

Der Verstand versucht mit Hilfe des Zählens und Messens, des Analysierens und Experimentierens die Wirklichkeit zu begreifen. Er ist darauf aus, das Ergriffene möglichst klar zu definieren und sich als Objekt zu unterwerfen.

Doch so unentbehrlich und erkenntnisfördernd das klare Denken des Verstandes ist, solange es in seinen Grenzen bleibt, so zerstörend und erkenntnisverdunkelnd wird es, wenn es sich absolut setzt und nur den Wirklichkeitsbereich gelten lässt, den es mit seinen Mitteln und Methoden erreichen kann.

Die Vernunft analysiert nicht, sondern nimmt das ihr Begegnende ganzheitlich auf. „Sie beginnt nicht mit dem Zerschneiden, um dann wieder zusammzusetzen, sondern mit dem Geltenlassen des Unzerschnittenen“ (so der Naturwissenschaftler Carl Friedrich von Weizsäcker). Das Erleben einer Person - ein typisches Beispiel für ganzheitliches Erkennen - kommt nicht dadurch zustande, dass wir Einzelheiten von ihr wahrnehmen und diese dann zu einem Ganzen zusammenfügen, sondern dadurch, dass wir sie als ganze auf uns wirken lassen. Erst in dem Prozess des Wirkenlassens erschließt sich uns ihr Wesen. Einen Menschen erkennen und verstehen lernen ist Herzenssache, das heißt Sache der ganzheitlich wahrnehmenden Vernunft. In diesem Sinne sagt der deutsche Dichter Novalis: „Das Herz ist der Schlüssel der Welt und des Lebens.“ Ähnliches meint sicher auch der französische Schriftsteller Antoine de Saint Exupéry mit seinem bekannten Wort: „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Die wesentlichen Dinge sind für die Augen unsichtbar.“

Im zwischenmenschlichen Bereich sind wir auf ein Vermögen angewiesen, das wir Vertrauen nennen. Je größer das Vertrauen zweier Menschen zueinander ist, um so tiefer und umfassender ist ihre Kenntnis voneinander. Mit wissenschaftlichen Daten allein lässt sich ein Mensch nicht erkennen. Auch wenn wir alle mit wissenschaftlichen Methoden gewonnenen Erkenntnisse über einen Menschen beisammen hätten, wüssten wir noch lange nicht, wer er ist. Dasselbe gilt in der Beziehung zu Gott. Auch Gott können wir nur in dem Maße erkennen, wie wir uns vertrauensvoll auf ihn einlassen. Theoretische Aussagen über Gott helfen uns nicht weiter, denn bei ihm geht es ja nicht um sachliche Kenntnisnahme seiner Lehre, sondern um persönliche Erfahrung im Umgang mit ihm. Im Verhältnis zu Gott steht immer die Person vor der Lehre. Wir glauben nicht an Gott, weil uns seine Lehre überzeugt, sondern seine Lehre überzeugt uns, weil wir an ihn glauben. Auf Jesus übertragen heißt das: Weil wir uns auf ihn verlassen und ihm trauen, glauben wir auch an seine Lehre. Das Bekenntnis: „Ich glaube dir“, schließt immer auch ein: „Ich glaube, was du sagst.“

Das Zustandekommen des Glaubens ist immer das Werk des Heiligen Geistes, aber es gibt menschliche Voraussetzungen, die den Zugang zum Glauben erleichtern oder

erschweren. Wer in seiner frühen Kindheit eine gleichmäßige liebende Zuwendung erfahren hat und dabei ein Urvertrauen entwickeln konnte, wird einen leichteren Zugang zum Glauben haben als jemand, dem die elterliche Liebe versagt blieb und in dem sich aus dem Gefühl, nicht gewollt und nicht angenommen zu sein, ein Urmisstrauen gebildet hat. Wer menschliche Liebe nie erfahren hat, wird nur schwer glauben können, dass Gott ihn liebt. Das Urmisstrauen ist freilich nicht unüberwindlich. In späteren positiven Begegnungen kann es abgebaut werden. Dazu braucht es aber viel Zeit und Geduld. Zum Glauben kommen wir in der Regel durch Menschen, die selbst glauben, ihren Glauben bezeugen und dadurch zu Vorbildern des Glaubens werden. Ihr Vorbild ist für uns gewissermaßen eine Auslegung des christlichen Glaubens. Dabei ist ihr Einfluss auf uns umso größer, je glaubwürdiger die Personen sind, die diesen Glauben für uns repräsentieren.

Als Anstoß sind für uns die Glaubenszeugen unentbehrlich, aber zu dem, was sie uns vermitteln, muss die eigene Erfahrung kommen. Nur ein Glaube, der durch eigene Erfahrung bestätigt wird, gewinnt Festigkeit und Stärke.

Glaube wird niemals zum festen Besitz, den wir ein für allemal haben und über den wir jederzeit verfügen können. Darum kann sich keiner seines Glaubens rühmen und etwa voraussagen, was er aus der Kraft seines Glaubens alles tun wird. Glaube bleibt unterwegs und braucht ständige Erneuerung. Wer bekennt: „Ich glaube“, muss immer hinzufügen: „hilf meinem Unglauben!“ (Markus 9, 24).

Recht gelebter Glaube ist immer bescheiden und niemals überlegen und arrogant. Ein Glaube, der übermütig auf andere herabblickt, ist nicht der Glaube, der sich in der Nachfolge Jesu bildet, sondern der Glaube der Pharisäer („Gott, ich danke dir, dass ich nicht so bin wie dieser Sünder da.“).

Unser Glaube ist größerem Druck ausgesetzt, als ihn die Menschen vor der geistesgeschichtlichen Epoche der Aufklärung erfuhren. Wir leben heute in einer Welt, in der wissenschaftliche Erkenntnis und technische Macht Gott aus dem Alltag verdrängt haben. Viele Menschen demonstrieren uns, dass sie ihr Leben auch ohne Gott bewältigen können. Die Werte und Gebote des christlichen Glaubens geraten zunehmend in Widerspruch zu den Normen der Leistungsgesellschaft: Auf der einen Seite steht Leistungsdruck und der Zwang sich durchzusetzen (und sei es auch auf Kosten der anderen), auf der anderen Seite steht die Forderung, aufeinander Rücksicht zu nehmen und sich gegenseitig selbstlos zu helfen. Hier der Versuch, das Leben in die eigene Hand zu nehmen, dort das Vertrauen in die Führung Gottes. Verbreitet ist der Wunsch, etwas vom Leben haben zu wollen und sich selbst zu verwirklichen. Verpönt ist die Forderung, auf etwas zu verzichten und für andere Opfer zu bringen. Im Zuge dieser Entwicklung ist es zu einem spürbaren Abbau menschlicher Grundwerte gekommen. Überall lassen sich Anzeichen gemeinschaftszerstörenden Verhaltens erkennen: Egoismus, Rücksichtslosigkeit, Verrohung der zwischenmenschlichen Beziehungen bis hin zur Missachtung menschlichen Lebens. In Betrieben werden Menschen gemobbt die nicht mithalten können. Auf Straßen werden Andersseiende angegriffen und niedergeschlagen. Auf der einen Seite ist Glaube heute schwerer als früher, auf der anderen ist er auch leichter, weil er vor elementare Entscheidungen stellt. Vieles dogmatische Beiwerk ist weggefallen. Beim Glauben geht es nicht mehr um die Übernahme mannigfacher Glaubenslehren, sondern um die Nachfolge Christi: „Durch Konzentration auf den Kern ist der Glaube einfacher geworden“, so F. Krenzer. Glaube, der auf diese Weise zustande kommt, ist persönlicher und eigenständiger als der Traditionsglaube, der ohne eigene Entscheidung übernommen wird. Man könnte ihn deshalb auch Entscheidungsglauben nennen. Die Entwicklung in diese Richtung ist verheißungsvoll.

In letzter Zeit hat sich die Lage im Vorfeld des Glaubens dadurch verändert, dass immer mehr Menschen die Brüchigkeit der Spaßgesellschaft erkennen. Vor allem junge Menschen suchen für ihr Leben wieder einen Sinn, der über Genuss und Karriere

hinausgeht. Der Naturwissenschaftler Carl Friedrich von Weizsäcker hat in einem Vortrag einmal gesagt: „Wenn die Menschheit mit ihrer Rationalität am Ende ist, wird sie sich unweigerlich wieder an die Wahrheit der Bibel wenden.“ Vom schwedischen Politiker und Diplomaten Dag Hammarskjöld stammt das bemerkenswerte Wort: „Gott stirbt nicht, wenn wir aufhören, an ihn zu glauben. Wir aber sterben in der Stunde, da unser Dasein nicht mehr vom Glauben durchleuchtet wird, dessen Quellen jenseits aller Vernunft liegen.“

Zu den Merkmalen, die Menschen und Tiere voneinander unterscheiden, gehört die Freiheit, die Gott den Menschen geschenkt hat. Während Tiere von ihren Instinkten gesteuert werden, haben Menschen die Möglichkeit, ihre Schritte in Freiheit zu lenken. Mit dem Geschenk der Freiheit an den Menschen geht Gott freilich ein großes Risiko ein. Damit gibt er ihm nämlich die Möglichkeit, sich auch gegen ihn zu entscheiden. Gott aber nimmt dieses Risiko bewusst auf sich, weil ihm viel daran liegt, dass sich der Mensch frei für ihn entscheidet. Er will nicht, dass Nachfolge unter Druck und Zwang geschieht. Was er sucht, ist nicht erzwungenes Mitmarschieren, wie es in totalitären Staaten erfolgt, sondern freiwilliges Mitgehen. An der Freiwilligkeit der Nachfolge ist Gott so viel gelegen, dass er die Freiheit des Menschen auch dann nicht einschränkt, wenn sich dieser von ihm abwendet. Wer sich ihm entzieht, den lässt er ziehen. Er stellt sich dem Davonlaufenden nicht in den Weg, wartet aber darauf, dass dieser wie der verlorene Sohn freiwillig wieder zurückkehre. Die Chance zur Umkehr hält er dem Menschen jederzeit offen.

Der Ruf zur Rückkehr steht über unserem Leben, solange noch ein Atemzug in uns ist. Für Gott gibt es keine aussichtslosen Fälle. Wo wir einen Menschen aufgegeben haben, ist Gott mit ihm noch lange nicht am Ende.

Die Freiheit ist für den Menschen nicht nur Geschenk und Bereicherung, sondern auch Belastung und Gefährdung. Das Tier kann von dem ihm durch Instinkte vorgezeichneten Weg nicht abweichen, wohl aber der Mensch. Er steht immer vor der furchtbaren Möglichkeit, die Freiheit zu missbrauchen. Ein Sprichwort sagt: „Wo viel Freiheit ist, ist viel Irrtum“ und weist so auf die mit der Freiheit verbundene Gefahr hin.

Um den Menschen im offenen Raum der Freiheit nicht ohne Orientierung zu lassen, gibt ihm Gott mit der Freiheit die Gebote. Beide gehören unzertrennlich zusammen. Die Gebote heben die Freiheit nicht auf, stecken aber ihre Grenzen ab. Ohne den Leitfaden der Gebote wäre der Mensch angesichts der tausend Entscheidungsmöglichkeiten völlig entscheidungsunfähig.

Die Freiheit wird dem Menschen nur dort zum Segen, wo sie im Rahmen der Gebote gelebt wird. Freiheit ohne Gebote endet in Willkür. Sie ist falsch verstandene Freiheit, die in Unfreiheit führt. Wer sich dem Bösen in aller Freiheit ausliefert, ist am Ende nicht mehr frei, sondern abhängig. Sehr gut lässt sich das an den Süchten beobachten. Erst probiert man die Drogen (scheinbar noch frei), dann ist man ihnen verfallen und völlig unfrei. Wie an Drogen, so kann sich der Mensch auch an Ideologien ausliefern und dabei seine Freiheit verlieren. In totalitären Staaten ist das millionenfach geschehen.

Ohne den Halt der Gebote wird der Mensch zum Egoisten, der ohne Rücksicht auf andere nur seinen eigenen Vorteil im Auge hat. Durch diese Rücksichtslosigkeit fügt er seinen Mitmenschen vielfältigen Schaden zu. Das durch Egoismus angerichtete Unheil, das in alle Lebensbereiche eindringt, ist schier unübersehbar. Jede Gemeinschaft wird auf Dauer zerstört, in der nicht die Gebote die Richtlinien des Handelns sind.

Anarchie (das heißt ein Zusammenleben ohne Gebote) hat noch nie lange überdauert. Die anarchistischen Zustände, die in Münster herrschten, wo die Wiedertäufer das Reich Gottes auf Erden errichten wollten, waren schon nach kurzer Zeit an ihr Ende gekommen.

Um die Zusammengehörigkeit von Geboten und Freiheit (oder anders ausgedrückt: von Gesetz und Evangelium) auszudrücken, beschreibt Martin Luther die Lage des mit Freiheit beschenkten Menschen in zwei sich scheinbar widersprechenden Sätzen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Das eine gilt im Bereich des

Glaubens (der Glaube befreit von allen Mächten dieser Welt), das andere gilt im Bereich der Liebe (die Liebe ist jedermann verpflichtet). Nur wo Glaube und Freiheit zusammenwirken, kann sich das Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft entfalten. Wo Gebote ohne Freiheit durchgesetzt werden, entsteht Diktatur. Wo Freiheit ohne Gebote gelebt wird, entsteht Willkür. Beide: Diktatur und Willkür sind in gleichem Maße zerstörerisch. In der Diktatur erstickt alles Leben, in der Willkür löst es sich auf. Ein Leben ohne Freiheit ist ebenso wenig lebbar, wie ein Leben ohne Gebote. Ob das Leben erstickt oder zerfließt, kommt am Ende auf dasselbe hinaus.

Nur Gott kann wirkliche Freiheit geben. Im Johannesevangelium heißt es sehr bestimmt: „Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei“ (8, 36). Niemand wird bestreiten, dass viele Unfreiheiten von Menschen selbst gemacht werden und deshalb auch von ihnen überwunden werden können. Im Laufe der Geschichte haben sich die Menschen von den Fesseln der Sklaverei und des Feudalismus befreit. Es wäre unrealistisch, die menschlichen Selbstbefreiungsmöglichkeiten in Frage zu stellen.

Und doch haben alle Selbstbefreiungen der Menschen nur vorläufigen Charakter. Sehr oft sind aus Befreiern Unterdrücker geworden, weil die menschliche Selbstsucht sowohl die Täter als auch die Opfer immer wieder unfrei macht. Jeder Selbstbefreiungsversuch des Menschen schlägt in sein Gegenteil um, wenn der Mensch nicht von seiner Selbstsucht befreit wird. Diese Befreiung aber kann nur Gott schaffen. Allein die Bindung an den Willen Gottes kann den Menschen vor seinem eigensüchtigen Machtstreben schützen.

Vorläufig sind alle Selbstbefreiungsversuche der Menschen insofern, als sie zwar die selbstgemachten Unfreiheiten abschütteln und beseitigen, aber die Hauptursachen der Unfreiheit: Sünde und Tod nicht aus der Welt schaffen können. Mit keinen sittlichen Anstrengungen wird es den Menschen gelingen, die Eigensucht in ihren Herzen auszurotten. Und mit keiner Aufklärung werden sie es dahin bringen, die Todesangst, die die Freiheit des Handelns so stark einschränkt, aus ihrem Leben zu entfernen.

Interessant ist es zu beobachten, wie unterschiedlich die Kirchen in unterschiedlichen geschichtlichen und gesellschaftlichen Situationen gesehen und beurteilt werden. In Gesellschaften, die leicht anarchistische Züge tragen (in sogenannten Spaßgesellschaften), werden die Kirchen als Versammlungsorte der ewig Gestrigen betrachtet. Hier wird ihnen der Vorwurf gemacht, die Menschen zu bevormunden, also letztlich unfrei zu machen. Richtig frei fühlen sich in dieser Umgebung nur diejenigen, die der Kirche den Rücken zugekehrt haben. Abwendung von der Kirche liegt hier im Trend der Zeit. In totalitären Systemen (wie in der ehemaligen DDR) dagegen galten die Kirchen als Hort der Freiheit und des Widerstandes. In ihnen kam man zusammen, weil man dort frei und offen reden konnte, in ihnen stand das freie Gewissen über der verordneten Ideologie. Es darf nicht übersehen werden, dass die Befreiung von der „Diktatur des Proletariats“ von den Kirchen ausging, und es sollte nicht vergessen werden, dass es wesentlich den Kirchen zu danken ist, dass diese Befreiungsaktion ohne Blutvergießen erfolgte. Demonstrationen, die von Friedensgebeten ausgehen, führen eben nicht zu Straßenschlachten.

Wie unterschiedlich die Kirchen auch beurteilt werden, sie sind der Ort, von dem die befreiende Wirkung des Evangeliums ausgeht. Von den stärksten Mächten, die unfrei machen -von Sünde und Tod - können die Menschen nur durch den Opfertod Jesu Christi befreit werden. Diese Befreiungstat aber wird von den Kirchen verkündet.

Vom Glauben geht eine befreiende Wirkung aus. Das gilt freilich nur von einem Glauben, dessen Grundelement das Vertrauen auf Gott ist und der auf Erfahrung gründet. Wer Gott nie in seinem Leben erfahren hat, für den ist der Glaube nicht mehr als eine Sammlung von Lehrsätzen und Forderungen. Solch ein Glaube aber ist eher einengend als befreiend. Tragender Glaube kann wie Vertrauen nur aus Erfahrung hervowachsen. Wie soll einer glauben, dass Gott die Liebe ist, der nie Liebe von den Christen erfahren hat? Liebe und Treue kann man nicht theoretisch erkennen, sie können nur im Umgang miteinander

erfahren werden. Wenn Glaube Antwort auf die angebotene Liebe Gottes ist, dann wird er am ehesten dort erfahren, wo Menschen sich ihrerseits annehmen und bejahen.

Wer sein Vertrauen ganz auf Gott (das heißt die höchste und letzte Instanz) setzt, wird sich kaum vorletzten Instanzen anvertrauen. Das geschieht aber immer wieder, wo sich Menschen von Gott abwenden und ihn aus ihrem Leben verdrängen. Da ihr Vertrauen ein Gegenüber braucht, auf das es sich richten kann, sucht es sich Abgötter, wenn es Gott verloren hat. Auf diese Weise entsteht der Götzen-, Menschen- und Mammonskult. Diese Fehlentwicklung lässt sich durch die ganze Geschichte hindurch beobachten. Das hat es nicht nur im alten Rom gegeben, dass Menschen vergöttert wurden (die Kaiser wurden als Götter verehrt, ihnen wurden Tempel errichtet und Opfer gebracht). Auch im 20. Jahrhundert ist es geschehen, dass Menschen in den Rang von Göttern erhoben wurden. Wie anders als durch Vergöttlichung ist es zu erklären, dass Millionen von Deutschen Adolf Hitler begeistert zujubelten und ihm in blindem Gehorsam bis in die Katastrophe folgten? Wie weit dieser „Führerkult“ sogar den Alltag beherrschte, zeigt sich darin, dass sich Menschen bei Begegnungen auf der Straße oder bei Zusammenkünften mit „Heil Hitler“ begrüßten. Damit sollte ausgedrückt werden: Das Heil kommt von Hitler her, wie es ein fanatischer Parteideologe interpretierte.

Der Menschenkult ist weltweit verbreitet. In ähnlicher Weise wie Hitler in Deutschland ist Stalin in der Sowjetunion verehrt worden. Millionen von Sowjetmenschen sahen in ihm den Garanten für die Errichtung des Arbeiter- und Bauernparadieses. Dass die Verehrung dieses Gewaltherrschers, der eine große Zahl seiner Gegner hat brutal umbringen lassen, tatsächlich religiöse Dimensionen angenommen hat, geht aus einem Gedicht hervor, das am Tage seines Todes veröffentlicht wurde: „Um Stalins Stirn der Völker kreisen, lass uns den ewig Lebenden lobpreisen.“

Nicht jeder Personenkult nimmt so ausgeprägte Züge an, aber eine Vergöttlichungstendenz lässt sich doch in jedem erkennen. Das merkt man an den Titeln, die den angebeteten Idolen verliehen werden.

Wie auf Menschen kann sich das Gott entzogene Vertrauen natürlich auch auf Sachen richten. Nicht selten passiert es, dass Gegenstände zu Kultobjekten erhöht werden. Die weite Verbreitung von Maskottchen, Amuletten und Talismanen liefert ein breites Anschauungsmaterial dafür. Meist ist das Vertrauen, das auf solche Gegenstände gesetzt wird, nicht ganz ernst gemeint, aber ihr Verlust löst doch Irritierungen aus, woraus zu ersehen ist, dass sie doch nicht für bedeutungslos gehalten werden.

Viel ernster wird es dort, wo das Vertrauen auf Geld gesetzt wird. Geld hat die fatale Eigenschaft, sich in Mammon zu verwandeln. Als Mammon ist es nicht mehr nur Zahlungsmittel, mit dem man sachlich umgeht, sondern Macht, die einen beherrscht. Das bekannte Sprichwort „Geld regiert die Welt“ wirft ein bezeichnendes Licht auf diesen Vorgang. Es braucht nur das Wort Gott durch das Wort Geld ersetzt zu werden, und schon befindet man sich in einer ganz anderen Machtsphäre. Viel mehr Menschen, als es sich eingestehen, werden vom Geld beherrscht. Ihre Gedanken kreisen ständig um das Geld; für die Vermehrung des Geldes bringen sie jedes Opfer. Das gilt nicht nur für Börsenspekulanten, sondern auch für kleine Sparer, die sich vor lauter Geiz nichts gönnen und jeden Euro vom Mund absparen.

Die Faszination des Geldes besteht darin, dass sie eine Macht vorgaukelt, mit deren Hilfe man über alles verfügen und alle Probleme lösen kann. Durch die Erfahrung, dass man für Geld alles kaufen kann, wird diese Scheinmacht immer wieder bestätigt. Eines Tages aber kommt die Götterdämmerung, in der sich zeigt, dass sich alles Wesentliche wie Gesundheit und Leben, Liebe und Freundschaft der Macht des Geldes entzieht. Für die Betroffenen bedeutet die Entmachtung des Mammons, dem sie vertrauten, immer eine seelische Katastrophe.

Wie vom Menschen- und Mammonskult befreit der Glaube auch vom Sternenkult. Viele unserer Zeitgenossen glauben daran, dass ihr Schicksal in den Sternen steht. Vor

schwerwiegenden Entscheidungen fragen sie nach der Konstellation der Gestirne. Die Zahl der Horoskope, die in Tageszeitungen veröffentlicht werden, ist in den letzten Jahrzehnten deutlich gestiegen. Darin zeigt sich der wachsende Einfluss der Astrologie auf das Lebensgefühl heutiger Menschen. Natürlich werden alle astrologischen Auskünfte wissenschaftlich getarnt, sie kommen im Gewand seriöser Berechnungen daher, weil sie den Anschein erwecken wollen, dass sie ganz „up-to-date“ (auf der Höhe der Zeit) seien. Wer es nicht weiß, dass in der Astrologie uralter Sternenglaube überliefert wird, könnte den Eindruck gewinnen, dass die Astrologie erst in unserer Zeit erfunden worden und das Produkt wissenschaftlicher Forschung sei. Durch diese Tarnung werden viele verführt, an den Einfluss der Gestirne auf ihr Leben zu glauben. Dadurch kommt es zu der merkwürdigen (ja fast paradoxen) Erscheinung, dass Menschen, die sich zu aufgeklärt dünken, um an Gott als Schöpfer zu glauben, dem Glauben an die Sterne verfallen. Auf diese Weise wird der als längst überwunden geglaubte Sternenglaube der Babylonier wieder belebt.

Ganz allgemein ist zu beobachten, dass in dem Maße, in dem der Glaube an Gott abnimmt, der Einfluss der so genannten Esoterik zunimmt. Die Zunahme der esoterischen Literatur in den letzten Jahrzehnten bezeugt das in eindeutiger Weise.

Der Glaube befreit vom Selbstrechtfertigungszwang. Auch wenn viele Zeitgenossen heute mit diesem Wort nichts anfangen können, sind sie von seinem Inhalt betroffen. Bei genauer Beobachtung zeigt sich nämlich, dass die meisten Menschen immer so reden, als klage sie jemand an. Ohne dass sie davon etwas merken, sind sie ständig dabei, sich selbst zu rechtfertigen. Meist geschieht das auf Kosten der anderen, indem die eigenen Leistungen hervorgehoben und die der anderen gering gemacht werden. Auf die Frage, warum sie das tun, ist zu antworten, weil sie ohne Rechtfertigung nicht leben können. Ganz tief steckt die Sehnsucht in uns Menschen, wer zu sein und etwas zu gelten. Diesen Anspruch müssen wir ständig vor uns selbst und vor anderen vertreten. Dabei machen wir die Erfahrung, dass das Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung in uns umso stärker hervortritt, je unsicherer wir sind und je schuldiger wir uns fühlen.

Die Mittel, deren wir uns bedienen, um unser Leben ins rechte Licht zu rücken, sind unsere Leistungen. Es vermittelt uns ein Hochgefühl, wenn wir uns unserer Leistungen rühmen können.

Nun sind Leistungen in der Tat geeignet, Menschen zu Ansehen zu verhelfen und sie in das Blickfeld der anderen zu rücken. Das Leben gibt uns vielfache Beispiele dafür. Sportler und Künstler, die sich durch außergewöhnliche Leistungen hervortun, ernten viel Beifall und Bewunderung. Fans jubeln ihnen zu und machen sie zu ihren Idolen. Ekstatische Begeisterungstürme bei wichtigen Fußballspielen vermitteln uns einen anschaulichen Eindruck davon.

Leistungen bringen für den Augenblick das Ansehen, das wir Menschen suchen, nur haben sie die fatale Eigenschaft, dass sie sich schnell verbrauchen. Der Jubel, der einem heute entgegenklingt, ist morgen verhallt. Das ist wohl auch der Grund da-für, dass viele alternde Schauspieler nicht von der Bühne abtreten können. Sobald sie die Szene verlassen, ist ihr Ruhm verblasst. Nur die ganz Großen leben noch eine Zeit lang in der Erinnerung weiter.

Leistung ist als Mittel für die Selbstrechtfertigung ungeeignet, weil sie sich nicht nur schnell verbraucht, sondern auch namenlos und ersetzbar macht. In der Leistungswelt ist der Einzelne ein Rädchen im Getriebe, das ausgewechselt und ersetzt werden kann. Hier spielt er austauschbare Rollen: „Jeder kann auch der andere sein und keiner ist er selbst.“ Das aber widerspricht unserer geschöpflichen Bestimmung, denn Gott hat uns als unverwechselbar Einzelne geschaffen und als solche einzigartig gemacht. Darum kann uns auch die Leistung nicht die endgültige Bestätigung geben, nach der wir uns sehnen. Mit keiner Leistung können wir das Maß an Geltung und Bestätigung erreichen, das wir zum Aufbau eines dauerhaften stabilen Selbstwertgefühls brauchen. Der Versuch, sich

durch Leistung die lebensnotwendige Bestätigung zu holen, führt zu einer einzigen, nie endenden Anstrengung, die uns zwar zeitweise zu befriedigen vermag, aber letzten Endes doch ihr Ziel verfehlt. Um das zu verdeutlichen, schreibt der Theologe Heinz Zahrnt: „Hölle ist auf Erden überall dort, wo man sich das Leben verdienen zu müssen meint, wo man sich in seinen eigenen Leistungen zu verwirklichen trachtet ... Himmel ist auf Erden dagegen überall dort, wo man sich mit dem Leben beschenken lässt, wo man sich selbst, seine eigene Existenz mit allem, was dazugehört, dankbar empfängt.“

Allein Gott kann uns auf Dauer vom Rechtfertigungsdruck befreien, weil er ein uneingeschränktes Ja zu uns sagt. Sein Ja gilt in allen Lebenslagen: im Alter ebenso wie in der Jugend, in Augenblicken der Schwäche ebenso wie in Momenten der Stärke. Das ganze Evangelium lässt sich in diesem Ja zusammenfassen. Um das zu unterstreichen, überträgt Ernst Fuchs den Anfang des Johannesevangeliums sehr frei, aber sinngemäß: „Im Anfang war das Ja, und das Ja war bei der Liebe, und die Liebe war das Ja ... Und das Ja ward Fleisch, ... und wir sahen seine Herrlichkeit.“

Wir brauchen uns nicht mehr selbst zu rechtfertigen, da uns Gott mit seinem Ja rechtfertigt. In Jesus Christus stehen wir als gerechtfertigte Sünder vor Gott. Was könnten wir auch mit aller Anstrengung erreichen, das über die Rechtfertigung Gottes hinausgeht? Die „Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnaden“ (wie es Martin Luther ausgedrückt hat), besteht darin, dass Gott um Christi Willen in uns Ungerechten die Gerechten sieht, in uns Unreinen die Reinen, in uns Weggelaufenen seine Kinder.

Unsere Bejahung durch Gott ist die Voraussetzung dafür, dass wir uns selbst bejahen und annehmen können. Die Selbstannahme ist aber erfahrungsgemäß ein schwieriger Prozess. Wie schwer der Weg ist, zu uns selbst zu kommen, beschreibt B. Pascal sehr anschaulich, indem er sagt: „Wenn wir auf uns selbst zugehen, gehen wir auf Abgründe zu. Und weil wir Angst haben hinunterzuschauen, bauen wir Wände davor auf.“

Das ist wohl die Normalsituation, dass wir Wände vor den Abgründen unseres Inneren aufbauen, weil wir ihnen nicht standhalten können. Was wir aber an Abgründen in uns selbst nicht wahrnehmen, ist damit nicht aus der Welt. Im Gegenteil: es treibt unkontrolliert (gewissermaßen hinter unserem Rücken) sein verderbliches Spiel. Die Aggressionen zum Beispiel oder die Gier oder den Geiz, die in uns sind und die wir nicht wahrnehmen und wahrhaben wollen, übertragen wir einfach auf andere. Wir verlagern sie gleichsam von innen nach außen und erzeugen dadurch die wirklichkeitsverzerrenden Projektionen. Statt zu erkennen, dass sie ein Teil von uns selbst sind und zu unserem eigenen Wesen gehören, lasten wir sie anderen an und vergiften dadurch unsere Beziehung zu ihnen. Die meisten Schwierigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen rühren daher, dass wir durch unsere Projektionen unsere Fehler und Schwächen auf die anderen übertragen. Statt in uns selbst bekämpfen wir dann unsere Fehler und Schwächen (zum Beispiel unsere Aggressionen) in den anderen. Durch solche Übertragung kann es geschehen, dass wir den friedlichsten Nachbarn für einen aggressiven Störenfried halten.

Der Weg auf uns selbst zu ist beschwerlich und gefährlich. Den Abgründen, die sich in uns auftun, können wir nur standhalten, wenn wir über diesen Abgründen gehalten werden. Ohne Halt würden wir hinunterstürzen und an uns selber zerbrechen. Als Christen bekennen und erfahren wir, dass Jesus Christus unser Halt ist. Von ihm gehalten können wir uns den Abgründen in uns aussetzen. Und wenn der Sog in die Tiefe noch so groß wäre, Jesus Christus hält uns fest mit seinen verlässlichen Händen. Weil er zu uns steht, können wir uns mit uns selbst beschäftigen, ohne von uns selbst verschlungen zu werden.

Sehr plastisch wird dieser Vorgang der Selbstannahme in einem Steinrelief ausgedrückt, das sich in der Eisenacher Georgenkirche befindet. Es zeigt einen Mann, der unter dem Kreuz steht. Mit der einen Hand hält er sich am Kreuzesbalken fest, mit der anderen nimmt er seine Maske vom Gesicht. Ohne diesen Halt wäre es für ihn selbstzerstörerisch, seine Schutzmaske abzulegen. Kein Mensch könnte es ertragen, in sein Gesicht zu

schauen, wie es wirklich ist. Nur weil Gott größer ist als unser Herz und uns auch mit unseren Schwächen erträgt, können wir uns selbst aushalten.

Wir können uns Jesus Christus bedingungslos anvertrauen, weil er uns bedingungslos liebt. Seine Liebe ist unbestechliches Wissen, dieses Wissen aber verachtet und verstößt uns nicht. Jesu Liebe vereint das Unvereinbare in sich: sie kennt uns bis auf den Grund und sagt trotzdem ja zu uns.

Eine weitere Wirkung des Glaubens besteht in der Befreiung vom Kaufzwang. Viel mehr als wir ahnen, werden wir in unserem Kaufverhalten von der Werbung beeinflusst. Diese suggeriert uns beständig, was wir alles haben müssen, um auf der Höhe der Zeit zu sein. Auf diese Weise weckt sie in uns Bedürfnisse nach Dingen, die wir gar nicht brauchen. Wer sich der Werbung kritiklos ausliefert, kommt in einen Bedürfnishunger hinein, der durch nichts gestillt werden kann. Er lebt dann nach dem Sprichwort: „Je mehr er hat, je mehr er will, nie stehen seine Wünsche still.“

Werbung kann süchtig machen und eine regelrechte Kaufsucht erzeugen. Wenn ein Gegenstand angeschafft ist, rückt sie einen neuen in unser Blickfeld, den man unbedingt haben muss. So entsteht ein Kreislauf ohne Ende. Besonders gefährdet sind Kinder und Jugendliche durch Werbeeinflüsse, weil sie ihnen schutzlos ausgeliefert sind. Wenn ihnen erst einmal eingeredet wurde, dass sie Kleidungsstücke eines bestimmten Herstellers oder Schuhe einer bestimmten Firma brauchen, tyrannisieren sie ihre Eltern so lange, bis diese angeschafft werden. Sie wollen unter keinen Umständen hinter anderen zurückstehen oder anders sein als die anderen. Wenn Kinder Eltern haben, die die begehrten Sachen nicht bezahlen können, beschaffen sich diese das Geld für die Anschaffung eben auf kriminelle Weise. Darin liegt eine der Ursachen für die wachsende Kinder- und Jugendkriminalität im letzten Jahrzehnt.

Das Grundmotiv der Werbung heißt: Höherer Lebensstandard bedeutet höheres Glück. Beim oberflächlichen Hinhören klingt dieser Slogan durchaus überzeugend. Es ist doch nicht zu bestreiten, dass unser Leben durch die Ausstattung unserer Wohnungen mit immer neuen technischen Geräten bequemer und schöner geworden ist. Wer möchte denn noch auf Waschmaschine, Kühlschrank oder Fernsehapparat verzichten? Das Motiv, das der Werbung zugrundeliegt, enthält schon eine Wahrheit, aber eben nur eine Teilwahrheit. Das Irreführende der Werbung besteht darin, dass sie die von ihr vertretene Wahrheit absolut setzt und für das Ganze hält.

Der Glaube beseitigt diese einseitige Sicht. Er vermittelt die Erfahrung, dass Glück weniger in totem Besitz als in lebendigen Beziehungen besteht. Der Glaube erfährt in der Nachfolge Jesu, dass im Dasein für andere viel mehr Glücksmöglichkeiten liegen als im Anhäufen von Vermögen. Die einen, die ihr ganzes Leben für andere einsetzen, werden damit glücklich; die anderen, die sich ausschließlich um die Vermehrung ihres Besitzes bemühen, bringen sich damit um das Glück ihres Lebens.

Es ist für Menschen eine große Erleichterung, vom Kaufzwang befreit zu werden. Von diesem Zwang befreite Menschen können sich zwar auch an technischen Neuheiten freuen, aber sie geraten nicht unter inneren Druck, wenn sie diese nicht haben oder nicht erwerben können. Sie können gelassen zusehen, wie andere mehr haben als sie, und fühlen sich dadurch in ihrer Lebensqualität nicht eingeschränkt. Der Einzelne lebt viel freier und unbeschwerter, wenn er nicht mehr unter dem Zwang steht, jeder Neuheit nachjagen zu müssen, denn durch die Jagd nach immer neuen Dingen kommt etwas Atemloses in das Leben hinein und dadurch wird das eigentliche Leben versäumt.

Eine Grundgegebenheit unseres Lebens, von der uns nichts als der Glaube befreien kann, ist die Angst. Jesus stellt nüchtern fest: „In der Welt habt ihr Angst“ (Johannes 16, 33). Es gehört zur realistischen Weltsicht, dass wir dieser Tatsache ins Auge sehen. Aussagen wie: „Ich kenne keine Angst“ oder „Das Gefühl der Angst ist mir fremd“, sind Selbsttäuschungen, die an der Wirklichkeit (auch der eigenen) vorbeiführen. Wenn wir der Angst Herr werden wollen, dann dürfen wir sie nicht verdrängen. Denn verdrängte Angst führt im

Unbewussten ein unkontrolliertes Eigendasein. Wir müssen sie vielmehr als zu unserem Wesen gehörig erkennen.

Um sich der Angst erwehren zu können, haben die Menschen bestimmte Methoden der Angstbewältigung entwickelt. Am häufigsten begegnen sie ihrer Angst mit Selbstkontrolle. Angesichts auftretender Ängste nehmen sie sich einfach zusammen. Sie folgen so dem natürlichen Drang, die sie anfallenden Ängste mit Energie zu bewältigen. Damit bekommen sie die Ängste unter Kontrolle und erreichen so (mindestens nach außen hin) eine gewisse Angstfreiheit. Andere lenken sich ab, wenn sie in angstmachende Situationen geraten. Sie fangen zum Beispiel an zu singen oder mit sich selber zu sprechen, wenn sie nachts allein durch einen Wald gehn. Ihr Singen ist in dieser Situation nicht Ausdruck von Lebensfreude, sondern der einfache Versuch, die in ihnen aufsteigende Angst zu übertönen.

Ein häufiger (meist aber nicht als solcher erkannt) Versuch der Angstbewältigung ist die hektische Betriebsamkeit. Nicht wenige Menschen fliehen in die Arbeit, um ihrer Angst zu entgehen, und verfallen damit einem übertriebenen Arbeitseifer, der sie überhaupt nicht mehr zur Ruhe und zu sich selbst kommen lässt. Die so Stressgeplagten sind auf Fluchtwegen. Sie meinen, auf diese Weise ihrer Angst davonlaufen zu können.

Es ist kein Zweifel, dass die oben genannten Methoden der Angstbewältigung eine momentane Erleichterung schaffen, aber eine durchgreifende Hilfe gegen die Angst bieten sie nicht. Sie sind im letzten Grund eben doch nur Hilfen, die nicht helfen. O. Haendler stellt mit Recht fest: „Wir können von unserer Angst nicht weg und wir können nicht um sie herum, wir müssen durch sie hindurch.“

Wenn alle Methoden, die Menschen im Umgang mit der Angst entwickelt haben, keine durchgreifende Hilfe gegen die Angst und keine dauerhafte Befreiung von ihr bringen, entsteht die Frage: Wie soll denn der Mensch seiner Angst begegnen? Er kann sich ihr ja nicht ausliefern, weil sie ihn sonst auffressen würde. Die Antwort muss lauten: mit Glauben. Da weder der Wille noch der Verstand gegen die Angst etwas ausrichten können und ohnmächtig vor ihr zurückweichen, bleibt nur der Glaube. Er ist der eigentliche Gegenspieler der Angst, der wie diese im Unbewussten beheimatet ist und den Menschen in derselben Tiefe auffängt und stärkt, in der ihn die Angst überfällt und verunsichert.

Die Behauptung einiger Aufklärer, ein Geschehen, das man mit dem Verstand erkenne, ängstige einen nicht mehr, wird von der Erfahrung widerlegt. Ein aufgeklärter Mensch weiß natürlich, dass ein Gewitter kein Grollen von Göttern, sondern eine Entladung von elektrischen Spannungen ist. Dieses Wissen aber befreit ihn nicht von der Angst, wenn er bei einem schweren Gewitter allein im Hochgebirge ist. Oder das Wissen über den Krebs macht einen Arzt nicht frei von der Angst vor dieser Krankheit.

Es ist interessant zu beobachten, wie der Glaube auf die Angst einwirkt. Dieser Vorgang lässt sich etwa so beschreiben: Die Angst hat die Eigenschaft, den von ihr Besessenen in Bann zu schlagen und den Anschein zu erwecken, als ob sie alles wäre. Wen sie hat, den hat sie ganz. Ihr Totalitätsanspruch ist ihre Waffe. Solange sie diesen Totalitätsanspruch ausüben kann, beherrscht sie uneingeschränkt das Feld.

Die entscheidende Wende tritt ein, wenn die Angst einen Gegenspieler bekommt und ins Widerspiel einbezogen wird. Dann wird ihr nämlich die Monopolstellung genommen. Wie die Erfahrung zeigt, ist der Glaube die einzige Kraft, die als Gegenspieler auf den Plan treten kann. Geschieht das, dann wird der Angst ihre Waffe aus der Hand geschlagen. Das aber bedeutet für den Angstbefallenen eine durchgehende Veränderung seiner Lage. Durch diesen Vorgang wird ihm nämlich die einseitige Sicht genommen, die ihn nur die bedrohenden Mächte, nicht aber die auch vorhandene Hilfe wahrnehmen lässt. O. Haendler fasst seine im Umgang mit der Angst gewonnene Erfahrung in der Behauptung zusammen: „Sobald die Angst nicht mehr die ganze Seele hat, hat sie sie im Grunde überhaupt nicht mehr.“

Die Enge ist das elementarste Stück der Angst. Sie wirkt deshalb so bedrängend, weil der

Geängstete nur sie im Blick hat und von der nie ganz fehlenden Weite nichts wahrnimmt. Die Enge wirkt nur dann bedrängend, wenn die Sicht nach draußen verstellt ist. Neben der bedrängenden gibt es auch eine bergende Enge. Die Enge verwandelt nämlich ihr Gesicht, wenn wir sie aus Gottes Hand nehmen. Sobald wir die Enge unserer Lage, die etwa durch Krankheit bedingt ist, als Teil unseres von Gott geschenkten Lebensweges annehmen, verliert sie ihren bedrohenden Charakter. So können wir in der Enge bleiben und doch in die Weite kommen. Gott hat uns nicht versprochen, dass er uns jede Enge ersparen will, aber er hat uns verheißen, dass er in jeder Enge bei uns sein will. Dadurch wird es möglich, die Macht der Enge, aus der die Angst erwächst, zu entkräften und zu brechen.

Ein überzeugendes Beispiel dafür, wie bedrängende Angst in bergende Angst verwandelt wird, gibt uns der 23. Psalm. Dort heißt es: „Ob ich schon wandere im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.“ Obwohl sich der Beter in äußerster Enge befindet gerät er nicht in Angst, sondern fühlt sich geborgen. Die Nähe Gottes schenkt Geborgenheit auch in der Enge, in der man ohne diese Nähe erdrückt würde oder vergehen müßte.

Ein anderes Element der Angst ist das Gefühl des Verlassenseins. Dieses Gefühl ist darum so verunsichernd, weil man dadurch auf die eigenen, meist sehr begrenzten, Möglichkeiten zurückgeworfen wird. Die Angst zerstört die Kontakte mit dem helfenden Gegenüber und treibt, wenn sie überhandnimmt, in eine hoffnungslose Isolierung hinein. Ihre Macht wird durch den Glauben gebrochen, denn durch den Glauben entsteht eine Verbindung mit Gott, dem tragenden Grund unseres Lebens, und mit den Menschen, die zu ihm gehören. Der Glaubende kann auch in äußerer Isolation niemals in völlige Verlassenheit geraten. Das hat uns der Apostel Paulus in seinen Briefen aus antiken Gefängnissen vielfach bezeugt und das hat auch Dietrich Bonhoeffer im Konzentrationslager erfahren. Sobald die Angst im Glauben einen Widerpart findet, versagt ihre suggestive Überredungskunst, mit der sie dem Angstbefallenen einzureden versucht, dass er „von allen guten Geistern verlassen“ sei.

Im Glauben vollzieht sich die Umkehr von dem einengenden menschlichen Denken, das in den gewohnten Möglichkeiten resigniert, zu der unbefangenen Offenheit der Kinder Gottes, die auch in scheinbar aussichtslosen Lagen nicht verzagt, weil sie sich im Vertrauen auf Gott für Möglichkeiten offenhält, die die Grenzen des Begreifund Beweisbaren überschreiten, aber immer wieder passieren und von den Betroffenen als Wunder erlebt werden. Die auf Gott Vertrauenden rechnen damit, dass mehr „zwischen Himmel und Erde geschieht, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.“

Im Glauben wird die Angst nicht aufgehoben, sondern verwandelt. Darum braucht ihr Noch-Vorhandensein nicht zu beunruhigen, als ob es sie nicht mehr geben dürfte. Auch der Glaubende ist nicht frei von Angst, aber er wird von ihr nicht mehr beherrscht. Aus Angst wird im Glauben Ehrfurcht. Diese Verwandlung bewirkt es, dass ihre Substanz ohne Verlust in die positive Lebensgestaltung einbezogen werden kann. Je intensiver dieser Wandlungsprozess vollzogen wird, desto befreiender wirkt er sich aus. Man kann geradezu die Gleichung aufstellen: Je größer die Ehrfurcht ist, desto geringer ist die Angst.

Um der Angst ihren einseitig negativen Charakter zu nehmen, können wir der unfruchtbaren Angst eine fruchtbare gegenüberstellen. Während unfruchtbare Angst das Leben hemmt, fördert es fruchtbare. O. Haendler sagt sehr plastisch: „Unfruchtbare Angst wird erlebt wie eine Strecke, die man eine Zeit geht, dann hört sie auf. Fruchtbare Angst wird erlebt wie ein Tor. Wenn man ein Tor durchschreitet, kommt man in einen neuen Raum.“ Sein Nachdenken über die Angst fasst er in der Aussage zusammen: „Die Wahrheit der Ewigkeit ist die stärkste und die einzige volle Überwindung der letzten Angst.“

Eine der wichtigsten Wirkungen des Glaubens besteht darin, dass er von der Sünde befreit. Aber befreit er damit nicht von etwas, mit dem sich unsere Zeitgenossen kaum

noch beschäftigen? Der Sinn dafür ist ihnen verlorengegangen. Wenn irgendetwas Schlimmes passiert - etwa ein Mord oder ein Sexualverbrechen -, dann führen sie es nicht auf den Täter sondern auf die äußeren Umstände zurück. Sie sprechen von allem, nur nicht von der Schuld des Verbrechens.

Doch wenn auch die Sünde die Gespräche unserer Tage nicht mehr beherrscht, ist sie damit doch nicht aus der Welt. Die Sünde hört doch nicht auf vorhanden zu sein, wenn Menschen sie übersehen oder gar leugnen und nicht mehr von ihr sprechen. So leicht lässt sich eine Grundgegebenheit unseres Lebens wie die Sünde nicht verdrängen.

Nach biblischer Sicht sind alle Menschen Sünder. Sie „ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten“ (Römer 3,23). Nach dieser Sicht gibt es keinen Menschen, der nicht irgendwann und irgendwie schuldig würde, sei es dadurch, dass er anderen Böses zufügt, oder sei es dadurch, dass er Gutes für sie unterlässt. Durch die eigene Erfahrung wird diese Behauptung bestätigt. Die Folgen der Sünde liegen ja vor aller Augen. Der Apostel Paulus sagt im Römerbrief über die von der Sünde beherrschten Menschen: Sie sind „voll von Ungerechtigkeit, Schlechtigkeit, Habgier, Bosheit, voll Neid, Mord, Hader, List, Niedertracht; Zuträger, Verleumder, Gottesverächter, Frevler, hochmütig, prahlerisch, erfinderisch im Bösen, den Eltern ungehorsam, unvernünftig, treulos, lieblos, unbarmherzig“ (Römer 1,29-31). In dieser geballten Zusammenfassung sind die Auswirkungen der Sünde so zusammengedrängt, dass wir die einzelnen Elemente darin gar nicht richtig zu erfassen vermögen, aber im Verhalten und in den Handlungen des Alltags können wir ihre Facetten gut erkennen.

Doch so vielseitig die Sünde in den Alltagshandlungen auch erscheint, im letzten Grunde gibt es nur eine einzige Sünde: die Selbstvergottung des Menschen. In der Sünde reißt sich der Mensch von Gott los und macht sich selbst zum Maßstab aller Dinge. Sein „Nein“ zum Willen Gottes ist die Hauptquelle des Bösen in der Welt. Im Alten Testament wird dieses „Nein“ als Bruch des Bundes mit Gott, im Neuen Testament als Weglaufen vom Vater beschrieben. In der Sünde zerstört die Ich-Sucht die Sehnsucht nach Gott.

Die Abkehr von Gott setzt sich in der Abkehr vom Mitmenschen fort. Diese doppelte Abkehr führt in einen Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen gibt: Die Entfremdung von Gott bewirkt die Entfremdung vom Mitmenschen und die Entfremdung vom Mitmenschen steigert die Entfremdung von Gott. Mit jeder Sünde wächst die Anfälligkeit für weitere Sünden. Es ist einfach so, dass „das Böse Böses muss gebären“.

Aus der Verstrickung in die Sünde können sich die Menschen mit eigener Kraft nicht befreien. Mit keiner moralischen Anstrengung können sie die Ich-Sucht in ihren Herzen überwinden. Das haben alle erfahren müssen, die das mit Ernst versucht haben. Luther hat uns mit seinem mönchischem Streben nach Heiligung ein anschauliches Beispiel dafür gegeben. Nach außen hin konnte er den Anschein der Heiligkeit erreichen, aber im Inneren spürte er das Gift der Selbstsucht, dass alle seine Gedanken durchdrang. Wie es wirklich um ihn stand, beschreibt er selbst in den Versen: „Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren, mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren. Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd hatt' mich besessen. Mein guten Werk, die galten nicht, es war mit ihn' verdorben; der frei Will haste Gott's Gericht, er war zum Gutn erstorben; die Angst mich zum Verzweifeln trieb, dass nichts denn Sterben bei mir blieb, zur Höllen muß ich sinken.“

Menschen, die den Versuch machen, sich von ihrer Ich-Sucht und ihrer Auflehnung gegen Gott selbst zu befreien, landen früher oder später in Verzweiflung. Je ernsthafter sie diesen Versuch machen, desto eher kommen sie an den Punkt der Verzweiflung. Doch sie brauchen nicht in ihrer Verzweiflung zu bleiben, denn Gott ist dazu in die Welt gekommen, um ihre Gottfeindschaft und Ich-Sucht zu überwinden.

Gott hat für uns etwas völlig Unbegreifliches getan. In Jesus Christus hat er die Sünde der Menschheit auf sich genommen und ans Kreuz getragen. Obwohl er selbst nie gesündigt hat, hat er die Folgen der Sünde auf sich genommen und sie dadurch entmächtigt. Sehr

drastisch formuliert der Apostel Paulus: „Er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt“ (2. Korinther 5,21). Durch sein Opfer hat Jesus die Trennung zwischen Gott und uns aufgehoben und dadurch den unterbrochenen Lebenskontakt mit Gott wiederhergestellt.

Allein durch Gott selbst kann unsere Selbstsucht überwunden werden, in deren Krafftfeld wir uns um uns selbst statt um Gott drehen. Die Frage, warum Jesus Christus den Kreuzestod für uns auf sich genommen hat, werden wir nie beantworten können. Sein Handeln in Liebe übersteigt alle unsere Verstehensmöglichkeiten. Jesu Tod am Kreuz können wir darum nicht erklären, sondern nur anbetend verehren.

Die stärkste Macht, von der uns der Glaube befreit, ist der Tod. Er überschattet unser ganzes Leben. Alle Ängste, die uns überfallen, haben in der Todesangst ihre Wurzel. In allen Gefahrensituationen brechen sie auf. Manchmal sind es nur eingebildete Gefahren, die uns in Angst versetzen, oft sind es aber auch ganz reale Gefahren, die uns in Angst treiben. In allen Ängsten, die uns überfallen, schwingt die Todesangst mit.

Zwischen Tod und Sinnlosigkeit besteht ein enger Zusammenhang. Solange der Tod das letzte Wort hat gibt es keine überzeugende Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Was sollen denn alle Bemühungen um ein anständiges Leben, wenn mit dem Tod doch alles aus ist? Warum soll man Werte schaffen, wenn doch alles im Nichts endet? Aus der Aussichtslosigkeit des Nihilismus, die alles Leben lähmt und alle Entwicklung zum Stillstand bringt, kann uns nur der befreien der den Tod überwunden hat. Aus der Auferstehung Jesu Christi nimmt alle Hoffnung ihre innere Kraft. Weil der Tod den nicht halten konnte, der das Leben selbst ist, ist seine „Allmacht“ ein für allemal gebrochen. Vom Auferstehungsglauben durchdrungen schreibt der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Römer 8, 38-39). In hymnischen Worten preist der Apostel die todüberlegene Kraft des Auferstandenen.

In Jesus Christus ist uns die Liebe Gottes sichtbar und erfahrbar geworden, die uns in unserem Leben trägt und die uns auch nach dem Tod noch hält. In den Ich-Worten Jesu heißt es sehr elementar: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt“ (Johannes 11,25). Was der französische Philosoph Gabriel Marcel von der menschlichen Liebe sagt: „Sagen: ich liebe dich, heißt sagen: Du wirst nicht sterben“, gilt erst recht von der göttlichen Liebe. Weil Gott uns liebt, will er, dass wir nicht aufhören. Darum kann uns kein noch so schlimmes Schicksal, keine Krankheit, kein Leid und kein Tod von dieser Liebe trennen. Von Luther stammt das Wort: „Mit wem Gott das Gespräch begonnen hat, der wird in Ewigkeit nicht sterben.“

Der Auferstehungsglaube befreit von der Todesangst, aber er nimmt nicht die Angst vor dem Sterben. Das rührt daher, dass die Macht des Todes augenscheinlicher ist als der Sieg des Lebens. Angesichts jedes Leichnams werden wir Menschen mit der zerstörenden Kraft des Todes konfrontiert. Immer wieder neu müssen wir unseren Glauben an das ewige Leben gegen die Tatsache durchhalten, dass unser Körper im Tode zerfällt.

Unsere Angst vor dem Sterben ist auch darin begründet, dass wir im Sterben einer letzten Einsamkeit ausgesetzt sind. Bei aller Nähe, die uns Angehörige vermitteln können, müssen wir doch die letzten Schritte durch das Tor des Todes allein gehn.

Doch wenn uns auch der Auferstehungsglaube die Angst vor dem Sterben nicht abnimmt, so sorgt er doch dafür, dass diese Angst nicht zur Tyrannin wird, die das ganze Leben beherrscht. Der Auferstehungsglaube gibt uns die Kraft, dem Tod ins Auge zu schauen, und bewahrt uns davor, ihn zu verdrängen, wie das ja in den meisten Fällen geschieht. Als vom Auferstehungsglauben Erfüllte brauchen wir uns nicht hinter der Maske ewiger Jugendlichkeit zu verstecken und können das Altwerden als Schöpfungsgegebenheit gelassen hinnehmen. Das bewahrt uns vor der Flucht in die Lüge und Illusion, der viele

Menschen am Ende ihres Lebens verfallen.

Allen Christen gilt die Verheißung Jesu: „Euer Herz erschrecke nicht! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehere, euch die Stätte zu bereiten, will ich wieder kommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin" (Johannes 14,1-3). Jenseits des Sterbens ist also kein Schattenreich für verlorene Seelen, sondern ein Ort der Geborgenheit in Gott. Die Hoffnung darauf, dass der Tod das Tor in die ewige Heimat ist, lässt uns die Sterbeangst ertragen.

Über das Leben nach dem Tod gibt es keinerlei Beweise, aber in zahlreichen Äußerungen Sterbender ist schon eine Vorahnung der kommenden Herrlichkeit zu spüren. So hat eine 53-jährige Frau im Angesicht ihres Todes gesagt: „Ich hatte eigentlich gehofft, dass ich das Frühjahr noch erleben würde. Nun aber weiß ich, dass mein Leben nur noch Stunden zählt. Im Blick auf die Ewigkeit gebe ich es getrost in Gottes Hände zurück, denn Gott hat mir ein reiches und schönes Leben gegeben." Und das hat eine Frau gesagt, deren Mann im Krieg gefallen war, die ihre Heimat verloren hatte und deren einzige Tochter an Krebs litt. Menschen, die in der Hospizbewegung Sterbende begleiten, erzählen immer wieder von Äußerungen dieser Art. Ihr Glaube an die Auferstehung wird durch das Miterleben des Sterbens gestärkt. So wird für viel das Sterbezimmer zu einem Ort der Begegnung mit Gott.

Der Christ glaubt nicht an ein blindes Schicksal, wohl aber an eine Schickung durch Gott. Was ihm auch widerfährt, nimmt er als Fügung aus Gottes Hand. Das gibt ihm das Vertrauen und die innere Gewissheit, dass ihn niemand und nichts aus Gottes Hand reißen kann. Er ist überzeugt, dass Gott auch in den schwierigen Abschnitten seines Lebens an seiner Seite ist und seine Lasten mitträgt. Selbst über den erschreckendsten Abgründen, die sich vor ihm auftun, weiß er sich von Gottes Händen gehalten. Auch in der größten Not kann er sagen: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an" (Psalm 73,23-24).

Menschen, die die befreiende Wirkung des Glaubens an Mitmenschen beobachtet haben, stellen die Frage: Wie kommen wir zum Glauben? Ihnen ist zu antworten: Nicht durch Nachdenken, sondern durch Begegnung.

Am häufigsten finden Menschen zum Glauben durch die Begegnung mit glaubwürdigen Zeugen. Von Menschen, die ihr Leben im Geiste Christi gestalten, die selbstlos für andere da sind, die Menschen in Not beistehen und lieber Unrecht erleiden als Unrecht tun, geht eine missionarische Kraft aus. Menschen dieser Art wirken durch ihr Leben mehr als durch ihre Worte. Gott hat sie tüchtig gemacht „zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig" (2. Korinther 3,6). Der Glaube solcher Menschen spricht Mitmenschen unmittelbarer an als der geschriebene Buchstabe, weil er in ihrem Verhalten schon ins Leben übersetzt ist, während er vom Buchstaben erst ins Leben übersetzt werden muss.

Da Glaube ein durch und durch personales Geschehen ist, kann er auch nur auf personalem Wege weitergegeben werden. Die Antwort auf das Angebot der Liebe Gottes, die sich in der Annahme und Bejahung des Sünders ausdrückt, kann der Glaube am ehesten dort erfahren werden, wo sich Menschen ihrerseits einander annehmen und bejahen. Wer Gott in seinem Leben nie wirklich erfahren hat, weiß nichts von lebendigem Glauben. Für den ist der Glaube ein System von Lehrsätzen und Forderungen, also eher etwas Bedrängendes als etwas Befreiendes. Lebendiger Glaube kann nur aus lebendiger Erfahrung hervorgehen. Erfahrung ist deshalb für den Glauben so wichtig, weil sie mehr ist als sachliche Information und verstandesmäßige Einsicht. Sie kann im Gegensatz zum bloßen Buchwissen nur im Umgang mit Menschen gewonnen werden. Wie für den Glauben an Gott ist auch für das Vertrauen unter den Menschen die Erfahrung unverzichtbare Voraussetzung. Nur Glaube, der sich auf Erfahrung stützt, kann andere zum Glauben be-

wegen.

Es ist ein großer Unterschied, ob man ein psychologisches Lehrbuch über Liebe und Treue liest oder ob man Liebe und Treue erfährt. Das Lehrbuch mag über noch so viele Einzelheiten im Liebesverhalten der Menschen informieren, es kann nicht vermitteln, was Liebe ist. Personale Erfahrung ist nicht durch sachliche Information zu ersetzen.

Doch man kann nicht nur im Umgang mit Menschen, sondern auch im Umgang mit der Heiligen Schrift personale Erfahrungen machen. Die Bibel ist ja ein durch und durch personales Buch. Wer sie mit der offenen Erwartung liest: In ihr könnte Gott mich ansprechen und mir etwas Wichtiges zu sagen haben, der wird erfahren, dass er tatsächlich angesprochen wird. Er ist in dieser Erwartungshaltung nicht mehr bloßer Beobachter von außen, sondern Teilnehmer von innen, der wie die dort angesprochenen Personen selbst angesprochen wird. Wer sich auf Jesus einlässt, kommt zu der Einsicht: Was dieser sagt und tut, ist glaubwürdig. Seine Worte haben Bedeutung für mich. Sie helfen mir, mich selbst, mein Leben und das der anderen besser zu verstehen, sie bringen Orientierung in mein Leben.

Ohne sich auf Jesus einzulassen, gibt es freilich keine Glaubenserfahrung. Die Jünger mußten die ihnen vertraute Umwelt verlassen und Jesus nachfolgen, um zu erfahren, wer Jesus ist und was er für sie bedeutet. Auch wir gewinnen Glaubenserfahrung nur in der Nachfolge. Zur Nachfolge aber gehört, dass wir den Sprung in die Arme Jesu wagen. Wie nur derjenige erfährt, dass das Wasser trägt, der hineinspringt und sich von ihm tragen lässt, so erfährt auch nur derjenige die Tragkraft Jesu, der sich ihm mit all seinen Ängsten und Sorgen überlässt und sich von ihm durch sein Leben hindurchtragen lässt. Alle theoretischen Überlegungen helfen hier nicht weiter. Mit verstandesmäßigen Erklärungen kann man zwar manches darüber sagen, wie die Tragkraft des Wassers zustandekommt, aber dass das Wasser trägt, erfährt man nur im unmittelbaren Erleben. Das gilt für alle Bereiche, in denen es um das Leben selbst geht.

Die Jünger haben ihre wichtigsten Glaubenserfahrungen nicht am ruhigen Ufer, sondern auf dem stürmischen See gemacht. Ähnlich geht es uns auch. Wer nicht wagt, das sichere Ufer zu verlassen, dem bleiben wichtige Glaubenserfahrungen verschlossen.

Viele Menschen suchen Gott im Außergewöhnlichen, wie es die Jünger auch taten. Als sie mit Jesus auf dem Berg waren und er ihnen verklärt erschien, wollten sie Hütten bauen. Hier schien ihnen Gott besonders nahe zu sein. Aber Jesus führte sie ins Tal und in den Alltag zurück, weil er ihnen dort begegnen wollte. Auch uns schenkt er sich im Alltag: bei der täglichen Arbeit, bei den Lasten und Freuden des alltäglichen Lebens. In den chassidischen Legenden wird erzählt, dass ein Jude seinen Rabbi fragt: „Warum finden so viele Menschen Gott nicht?“ Dieser antwortet: „Weil sie sich nicht tief genug bücken.“ Diese Antwort gilt auch für uns.

Menschen des Glaubens sehen im Alltag nicht andere Dinge wie andere, aber sie sehen sie mit anderen Augen. Sie sind denselben Lebensbedingungen unterworfen wie andere, aber sie sehen sie in einem anderen Licht. Und darauf kommt es entscheidend an. Mit der Veränderung des Lichts verändert sich auch die Situation, in der wir stehen. Es macht einen entscheidenden Unterschied aus, ob unser Leben von Hoffnungslosigkeit verdüstert oder von Hoffnung erhellt ist. Im Dunkel sehen wir nur das Einengende und Bedrängende, im Licht werden auch die Auswege sichtbar.

Mehr denn je kommt es in der gegenwärtigen Situation darauf an, dass wir die Zukunft der Welt und des Lebens im Licht sehen. Die Schatten dunkler Prognosen haben sich auf alle Bereiche des Lebens gelegt. Wer sich von diesen Schatten erdrücken lässt, verfällt in Resignation und Tatenlosigkeit. Viele sagen schon, der „point of no return“ (der Punkt, von dem aus es keine Rückkehr mehr gibt) sei überschritten. Nur im Licht der Hoffnung hat die Menschheit eine Chance zu überleben.

This document was created with Win2PDF available at <http://www.daneprairie.com>.
The unregistered version of Win2PDF is for evaluation or non-commercial use only.